Hilf mit!

Illustrierte deutsche Schülerzeitung



Juli

In frohem Lauf den Strand entlang

Aufnahme: Spudich

Nr. 10 / 1939

Große Deutsche in Italien

Sein Vater war ein deutscher Goldschmied, der aus dem Ungarland wieder hinauf nach Nürnberg gekommen, „ein kunstreicher und reiner Mann, der sein Leben mit großer Mühe und schwerer und harter Arbeit zugebracht hat, und der nichts anderes für seine Nahrung hatte, als was er für sich, sein Weib und seine Kinder mit der Hand verdiente" ... so berichtet Albrecht Dürer, der große deutsche Maler, von seinem Vater. Im Jahre 1471 ist Albrecht Dürer in Nürnberg in einem kleinen Hinterhaus geboren, aufgewachsen in Arbeit und Armut — wer glaubte damals, daß er der größte deutsche Maler seines Jahrhunderts werden würde? Der Vater ließ ihn die Goldschmiedekunst lernen — aber unwiderstehlich zog es den jungen Albrecht Dürer zur Malerei. So kam er zu dem Nürnberger Maler Wohlgemuth — es war keine leichte Lehrzeit. Dürer selbst schreibt: „Ich mußte unter seinen Gesellen viel leiden." Vielleicht spürten die Gesellen des Malermeisters, durchschnittliche Menschen mit durchschnittlichen Begabungen, deren Namen niemand mehr weiß, die leuchtende Begabung des Knaben Dürer, und es war ihnen eine neidische Freude, ihn zu erniedrigen und zu schurigeln, wie es die kleinen, engen Geister und die dummen, stumpfen Menschen ja immer mit denen gern tun, die klüger, wertvoller und begabter als sie sind.

Nürnberg war damals die größte Handelsstadt von Süddeutschland. Von hier gingen die großen Frachtzüge aus, die hoch über die Alpen deutsche Waren nach Venedig brachten, von Venedig italienische Waren und Waren des Orients nach Deutschland schafften. Oft genug stand der Knabe Albrecht Dürer und sah sehnsüchtig den Fuhrleuten nach, die in die Weite zogen.

Die Malkunst war damals in Deutschland von ihrer Höhe herabgesunken, war zierlich, aber kraftlos, spielerisch, aber ohne großen Gedanken. Der junge Dürer fühlte in sich stärkere Begabung — da fielen ihm die Bilder eines italienischen Malers Mantegna in die Hand. So kraftvoll müßte man zeichnen können, so die nackten Körper mit allen Muskeln, mit festen, markigen Knochen zeichnen, so in Kraft und Leidenschaft die Menschen hochreißen durch das Bild! An dem Beispiel des Italieners erlebte Dürer die Sehnsucht seiner eigenen Seele. Er wanderte über die Alpen und ging nach Venedig. Wie ein Schüler begann er die Vorlagen der großen italienischen Meister nachzuzeichnen. Immer aufs neue zeichnete er die bunten, schönen, nackten Götterbilder — das war Leben, Kraft, Gesundheit, Schönheit! Das war etwas anderes als die süßliche Heiligenbildmalerei, die er daheim gelernt hatte.

Dann kam er nach Nürnberg zurück — und auf einmal zeigte es sich, daß er nicht ein Schüler der Italiener war, sondern nur an ihnen gelernt hatte, um seinen eigenen Weg zu finden. Wie aus Holz geschnitten, wuchtig und kraftvoll malte er jetzt seine eigenen Werke.

Aber kann man an großen Meistern auslernen? Im Jahre 1506 trieb es ihn zum zweiten Male nach Italien. Nun kam er nicht mehr als ein Schüler, sondern als ein Meister eigener Art. In Venedig hatten damals die deutschen Kaufleute ein gewaltiges eigenes Haus, Festsäle, Lagerräume und Stallungen, Speicher und eine Kapelle. Diese Kapelle malte Dürer aus, seine deutsche Kraft verband sich mit der leuchtenden Farbenfreude des Südens — so wunderbar war das Werk, daß der Senat von Venedig kam und dem fremden deutschen Meister ein hohes Jahresgehalt anbot, wenn er in Venedig bleiben wollte. Albrecht Dürer fühlte sich wohl unter diesen schönheitsfrohen, großzügigen italienischen Menschen — und manchmal fürchtete er sich vor dem Neid daheim. Dann sagte der große Maler wohl bitter: „In Venedig bin ich ein Edelmann geworden, daheim werde ich ein Schmarotzer sein." Er konnte sich nicht satt sehen an den Werken der großen Meister, an Raffael, Lionardo, Michelangelo, den großen Malern Italiens — dann meinte er wohl, „daß er im Norden nach der Sonne frieren werde". Aber doch stand er immer wieder an der Straße, auf der die deutschen Frachtfahrer gen Deutschland zogen. Die Sonne wurde ihm zu heiß an solchen Tagen, die Farben zu



Goethe in Italien.
Das Gemälde stammt von Tischbein und befindet sich im Städelschen Institut in Frankfurt a. M.

Aufnahmen: Sammlung Haucke

grell, die Luft zu durchsichtig und die Menschen zu laut — dann sehnte er sich nach einer deutschen Frühlingslandschaft mit den ziehenden Wolken, dem feinen hellen Grün, nach dem Wind, der von den Bergen kommt, und nach dem tiefen deutschen Wald — Albrecht Dürer ist dann heimgewandert. Er hat das große Gehalt nicht genommen, das ihm der Senat von Venedig geboten — eines Tages war er wieder in Nürnberg und ist dort nun der große deutsche Meister geworden. Doch nun hatte er wirklich gelernt und in sich aufgenommen, was ihm die großen Meister Italiens bieten konnten. Aber er war nicht mehr ihr Schüler, sondern ein Meister von eigenem Rang, dankbar für das, was er empfangen hatte, aber doch ein großer Meister aus eigener Kraft.

*

Im Jahre 1786 reiste der große deutsche Dichter Goethe nach Italien. Es war die Sehnsucht langer Jahre, die sich für ihn erfüllte. Schon in seiner Kindheit hatte er bei seinem Vater, dem Geheimen Rat Goethe, Bilder des fernen, schönen Landes angestaunt — nun rollte sein altmodischer Reisewagen hinab in die italienische Ebene. Er berichtet aus Verona, so recht das lebhafte Treiben des italienischen Volkes schildernd: „Das Volk rührt sich hier sehr lebhaft, besonders in einigen Straßen, wo Kaufläden und Handwerksbuden aneinanderstoßen, sieht es recht lustig aus. Da ist nicht etwa eine Tür vor dem Laden oder Arbeitszimmer, nein, die ganze Breite des Hauses ist offen und man sieht bis in die Tiefe und alles, was darin vorgeht. Die Schuster ziehen und pochen alle halb auf der Gasse, ja, die Werkstätten machen einen Teil der Straße aus. Abends, wenn Lichter brennen, sieht es sehr lebendig aus. Auf den Plätzen ist es an Markttagen recht voll, Gemüse und Früchte unübersehlich, Knoblauch und Zwiebeln nach Herzenslust, übrigens schreien, schäkern und singen sie den ganzen Tag, werfen und balgen sich, jauchzen und lachen unaufhörlich. Die milde Luft, die wohlfeile Nahrung läßt sie leicht leben. Alles, was nur kann, ist unter freiem Himmel."

Langsam, Stadt für Stadt besuchend, näherte sich der große Dichter schließlich Rom: „Über das Tiroler Gebirg bin ich gleichsam weggeflogen. Verona, Vicenza, Padua, Venedig habe ich gut, Ferara, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehen. Die Begierde, nach Rom zu kommen, war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleiben mehr war und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig, und wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man teilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend seh' ich nun lebendig; die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (mein Vater hatte die Prospekte von Rom auf einem Vorsaale aufgehängt), seh' ich nun in Wahrheit, und alles, was ich in Gemälden, Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gips und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir. Wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntschaft in einer neuen Welt. Es ist alles, wie ich mir's dachte und alles neu."

Italien hat dem großen deutschen Dichter Goethe viele Anregungen gegeben — die leuchtende Landschaft, das blaue Mittelmeer, die fröhlichen Menschen haben auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht. Er schrieb aus Neapel: „Wenn ich Worte schreiben will, so stehen mir immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inseln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe, das alles darzustellen."

Italien war damals in kleine Staaten zerrissen und politisch machtlos — wie das damalige Deutschland auch —, und doch lebte auch im italienischen Volke die Hoffnung auf eine stolze Zukunft, eine heiße Liebe zu dem schönen Vaterlande. Unser Dichter Goethe erzählt von einer Fahrt nach Neapel: „Nun erreichten wir eine Höhe; der größte Anblick tat sich vor uns auf. Neapel in seiner Herrlichkeit, die meilenlange Reihe von Häusern am flachen Ufer des Golfs hin, die Vorgebirge, Erdzungen, Felswände, dann die Inseln und dahinter das Meer, war ein entzückender Anblick.

Ein gräßlicher Gesang, vielmehr Lustgeschrei und Freudegeheul des hinten aufstehenden Knaben erschreckte und störte mich. Heftig fuhr ich ihn an, er hatte noch kein böses Wort von uns gehört, er war der gutmütigste Junge.

Eine Weile rührte er sich nicht, dann klopfte er mir sachte auf die Schulter, streckte seinen rechten Arm mit aufgehobenem Zeigefinger zwischen uns durch und sagte: „Signor perdonate! Questa è la mia patria!" — das heißt verdolmetscht: „Herr, verzeiht! Ist das doch mein Vaterland!" — Und so war ich zum zweiten Male überrascht. Mir armem Nordländer kam etwas Tränenartiges in die Augen."



Bildnis einer jugendlichen Frau von Albrecht Dürer.
Das Werk des Meisters entstand in Italien. Es stellt eine Frau aus der deutschen Kolonie in Venedig dar

*

Unser großer Tondichter Richard Wagner ist in seinem Leben viermal in Italien gewesen. Im Palazzo Vendramin in Venedig ist er gestorben. Dieser große deutsche Künstler spürte vielleicht, wie sehr bei aller Verschiedenheit ihres Wesens die beiden großen Nationen, Italien und Deutschland, sich ergänzen.

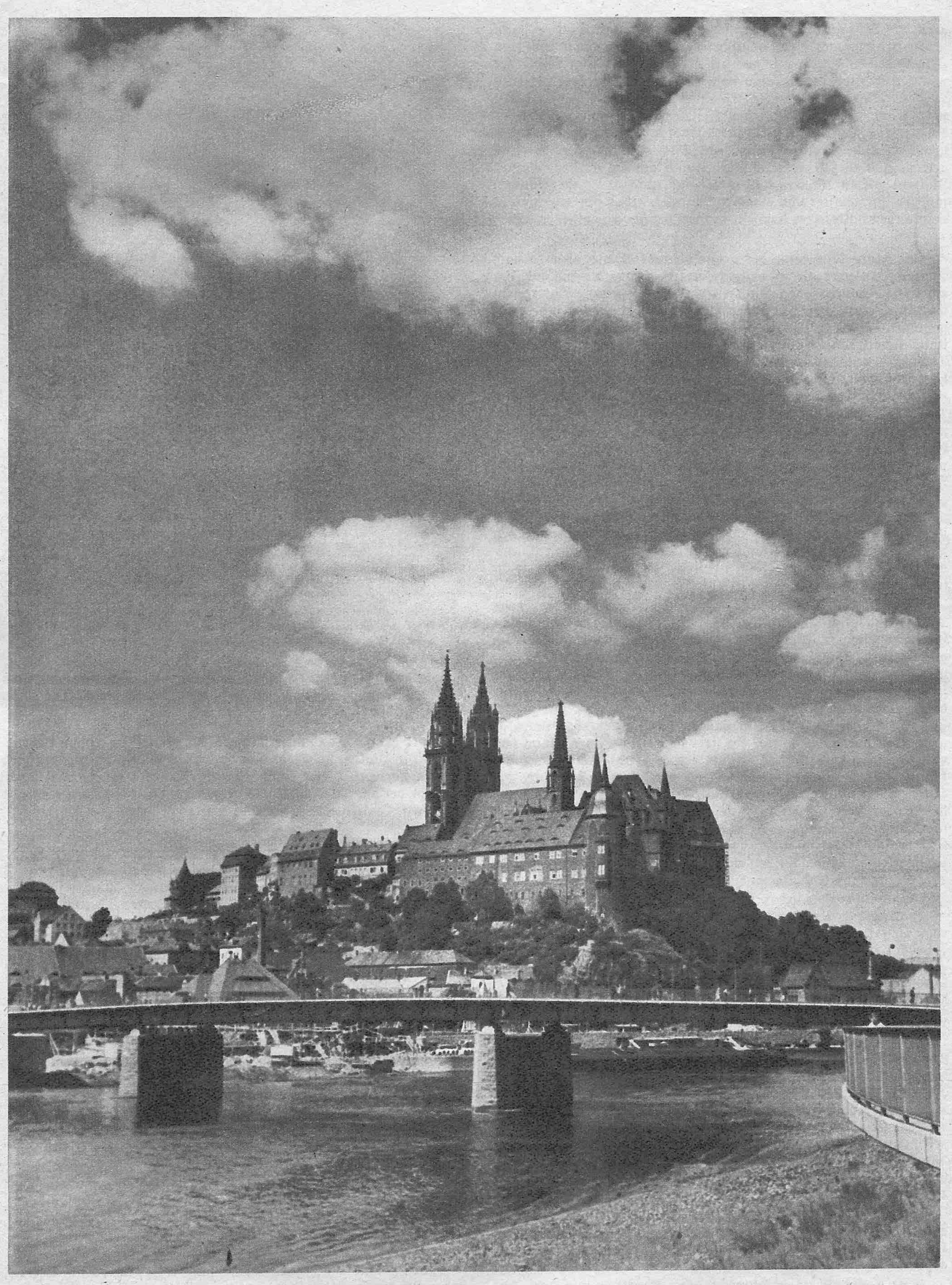
*

Viele Jahrhunderte hindurch haben unsere germanischen Vorfahren und die Vorfahren der heutigen Italiener, die alten Römer, miteinander gekämpft und gestritten. Immer wieder haben später die besten Italiener und die besten Deutschen einander zu verstehen gesucht. Sie haben sich bemüht, ihre Völker einander nahezubringen. Sie wußten wohl, daß Italien und Deutschland zusammen eine fast unüberwindliche Macht in Europa darstellen würden, einen Riegel von Schleswig bis Sizilien quer durch Europa bilden. Niemals aber war die Zeit für diesen großen Plan reif. Immer wieder waren es einzelne schwere Gegensätze, die die beiden Völker entzweiten.

Nun haben der Führer Adolf Hitler und der große Italiener Mussolini das Werk vollendet. Der tausendjährige Gegensatz zwischen Römern und Germanen ist zu Ende, er ist Geschichte und Vergangenheit geworden. Wir stehen heute in einer Front. Deutschland und Italien sind nicht durch ein zufälliges Bündnis, deren es viele geben kann, verbunden, sondern durch eine gemeinsame Lebensanschauung, einen gemeinsamen Willen, einen gemeinsamen Kampf. Wir vertrauen einander. Wir wissen, daß Juden und Bolschewisten draußen in der Welt niemand so sehr hassen wie den deutschen Nationalsozialisten und den italienischen Faschisten. Darum marschieren wir zusammen. Wie sagt Mussolini? „Man muß klar und offen sprechen — und wenn man einen Freund hat, mit ihm bis ans Ende marschieren."

Zwei große, machtvolle, ernst und reif gewordene Völker haben sich die Hand gegeben und stehen Seite an Seite. Die Adler des Großdeutschen Reiches und die Adler der römischen Legionen, die fliegen zusammen — wer will ihnen widerstehen?

Prof. Dr. Johann von Leers.



Aufnahme: Max Löhrich

Schönes Deutschland

Dom und Albrechtsburg in Meißen

Freude, Freiheit, Ferien!

Eine der ältesten menschlichen Weisheiten ist die Erfahrung, daß die Vorfreude der schönere Teil der Freude ist. Jeder braucht nur in die Erinnerungen der eigenen Jugend zurückzugreifen, wieviel Schauer heimlichen Glücks er der beginnenden Ahnung, dann der langsam wachsenden Hoffnung, schließlich der voll aufblühenden Gewißheit verdankt, daß ein Fest sein werde, eine Reise in Freiheit und Weite, ein froher Abschluß oder ein zufriedener Beginn. Immer ist die Jugend in der Vorfreude auf das Kommende glücklich gewesen. Die Gewißheit sonniger Freiheit von Schule und Werkstatt, von Amt und Haushalt, der reinste Genuß der Ferienfreude mag noch so beglücken, glücklicher noch macht das Spiel all der Ahnungen und Hoffnungen, mit dem wir uns jedes Jahr aufs neue das Schloß unserer Ferienwünsche bauen.

Es kann nicht anders sein. Denn in der Vorfreude steckt noch jener zauberhafte Reiz des Ungewissen, der die jugendliche Phantasie zu den farbigsten Blüten treibt. Die Wirklichkeit mag noch so frei und heiter sein, höher schlagen die Wogen der Phantasie, an die keine Wirklichkeit heranreicht. So ist Vorfreude in der Tat ein wesentliches Element der jugendlichen Seele. Denn für die Jugend ist ja alles, das ganze Leben mit jeglichem Glück, das Kommende. Das Alter weiß um das Geheimnis der Dinge, auch um die Freude. Der Zauber der Überraschungen auf der Bühne des Lebens ist ihm vielfach dahin. Die Alten haben leider leicht etwas von jenem Theaterbesucher, der sich brüstete, daß er dreißig Jahre abonniert sei und darum schon gar nicht mehr hinzusehen brauche, was auf der Bühne vor sich gehe.

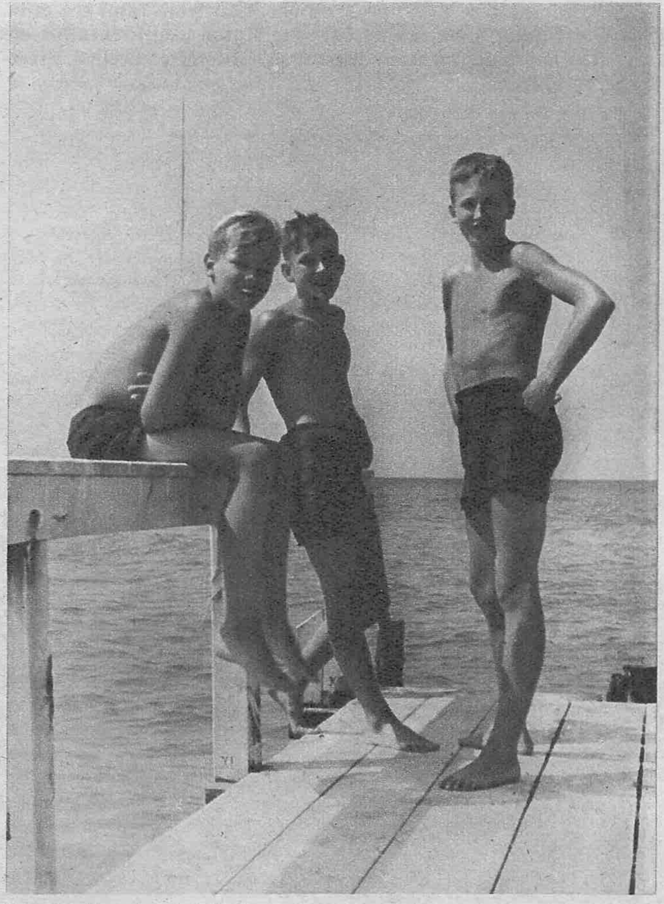
Die Jugend aber liebt mit Recht den wundervollen Reiz, der aller erfüllenden Freude tage- und wochenlang vorausgeht. Bald spannt sich das jugendliche Herz wie ein Bogen, bald klopft es wie ein galoppierendes Pferd, bald ruht es selig aus in der Freude der Gewißheit, die nun wirklich so gekommen ist, wie die Phantasie sie zuvor gemalt und geschmückt hatte. Sagen wir es kurz: Es ist der volle Zauber des noch Werdenden und darum recht eigentlich das Glück der Jugend schlechthin. Für viele Jungen ist es bezeichnend, daß sie mit namenlosem Fleiß Kulissen bauen, ohne je davor Theater zu spielen, daß sie Schiffe und ganze Flotten schnitzen, ohne sie je schwimmen zu lassen oder in die Schlacht zu führen. Wie viele Mädchen nähen ihren Puppen unermüdlich Kleider, ohne sie je damit spazieren zu tragen, kochen in winzigen Näpfchen geheimnisvolle Leckerbissen, ohne sie je zu essen! Das ist wahrhaftig keine Undankbarkeit gegenüber dem Fertigen und Gewordenen, es ist die Freude des immer wieder Schaffenden, es ist die ewige Vorfreude auf die Wirklichkeit, solange sie noch wächst. Gibt es nicht auch Erwachsene, die sich diese prickelnde Freude des Vorher zu erhalten wissen, deren Lebenslust es ist, Pläne zu entwerfen, zu organisieren, Leistungen zu berechnen, das Geleistete aber, die Organisation selbst, den fertigen Entwurf dann gern und neidlos einem anderen überlassen, damit er ihn ausnutze? Denn sie selbst sind schon wieder auf ewig junger Wanderung nach neuen Entwürfen, die ihnen den Reiz, jung zu bleiben, auf so wunderbare Weise erhalten.

Was wir vom Herzen der Jugend, was wir von der Seele der Erwachsenen als lebensecht ablesen, kann für das Bewußtsein eines ganzen Volkes nicht falsch sein. Denn wohl dem Volk, das noch Ziele hat! Ohne Ziele wäre ein Volk schlimmer dran als ohne Raum. Die Geschichte kennt tragische Beispiele genug, in denen die bange Angst um die Erhaltung des bloß Bestehenden dem lebenden Geschlecht alle Freude vergällt hat. Es waren etwa die Wendezeiten in der Entwicklung des alten römischen Reiches, der spanischen Kolonialmacht im Mittelalter. Und ein Hauch dieser Tragik scheint bisweilen auch das englische Imperium von heute zu umwittern. Aber das ist ja nicht die Schuld des Lebens allein. Denn schließlich ist das Leben nur so, wie der Mensch, wie das Volk es sich gestaltet. Das Leben der Völker ist das Werk seiner Staatsmänner. Darum hat die Jugend in jedem Volk, die unaufhörlich in das geschichtliche Bewußtsein hineinwächst, das Recht, zu fordern, daß man ihr Ziele setze, daß man ihr Schaffensfreude gönne und ihr den wunderbaren Zauber, der die noch werdenden Dinge umgibt, nicht vorenthalte. Denn wo dieser Zauber fehlt, ohne den auch das politische Leben schöpferisch nicht denkbar ist, da gehen die Dinge ihren eigenen Gang, überschwemmen das Land oder trocknen es aus, explodieren jäh oder siechen dahin. Es ist die edelste Kunst der Staatsführung, jedem jungen nachwachsenden Geschlecht immer wieder die Freude der gestaltenden Phantasie zu geben, die Freude stolzer nationaler Wirklichkeit durch die Vorfreude unermüdlichen Planens und Entwerfens zu bereichern und zu verschönen.

Ist es nicht in Wahrheit dies, was dem noch werdenden Sommer seinen Reiz und seinen Zauber gibt? Alle Hände regen sich in Deutschland. Bauen und Planen ist überall. Wissenschaft und Sport, die Geister und die Körper steigern sich von Leistung zu Leistung. Soziale Hilfe kennt keinen Stillstand. Es ist ein Bewußtsein fruchtbarster Bewegung im Volk. Nicht eines Fiebers, wie es die Inflation, nicht eines Herzklopfens, wie es der Krieg hervorgebracht hatte, sondern ein Gefühl schöpferischer Unrast und Stetigkeit, sowie einer Kraft, die weiß, daß ihr noch viele Ziele für das Leben des Volkes gesetzt sind.

Innerliche, echte Jugend ist es, die das deutsche Volk heute zu wachsenden Leistungen treibt und ihm die edelste aller Freuden schenkt, die Freude vorher. Freude auf die Gewißheit, daß das Leben einmal zu dem gemeinsamen Werk aus Fleiß und Phantasie ja sagen wird.

Diese jugendliche Schaffenslust ist es, die uns die Freude an Freiheit und Ferien in diesem Sommer verschönt. Wir kommen von der Arbeit und gehen zur Arbeit. Dessen sind wir so froh.



Wir wollen froh sein! — Aufnahme: Kurt Baltschun

Herbert Scharkowski:

Deutsche stürmen Gibraltar

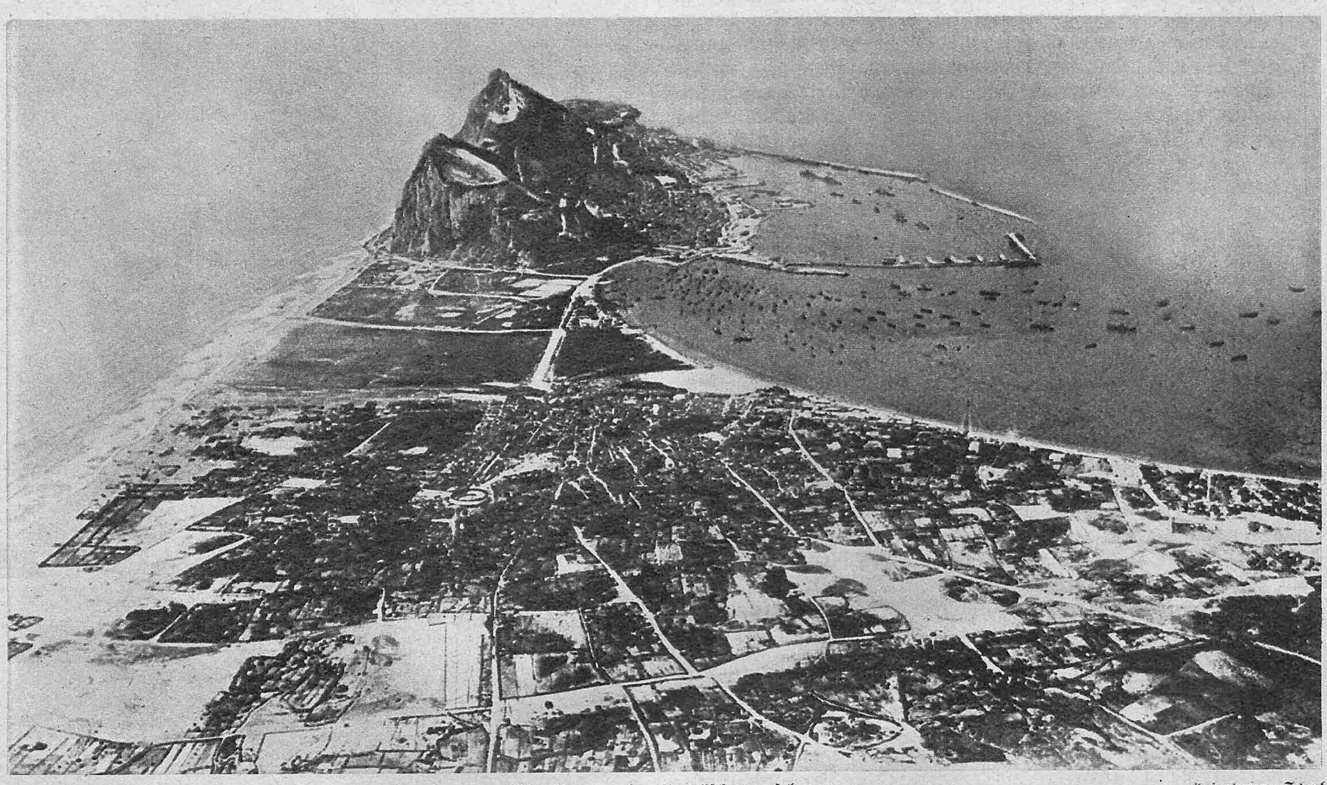
Wer von der Höhe des Gibraltarfelsens in die Runde blickt, kann zwei Erdteile und zwei Meere überschauen. Im Norden und Westen sieht er das sonnedurchglühte spanische Küstenland, den letzten Ausläufer Europas, unter sich. Schweift das Auge weiter nach Süden, so wird es fast von dem Schimmer der Meeresstraße geblendet, in der die Fluten des Atlantischen Ozeans und des Mittelmeeres sich mischen. Dahinter heben sich vom südlichen Horizont die Umrisse der Bergkuppen Nordafrikas ab. Es ist in der Tat ein einzigartiges Landschaftsbild, das sich da in gewaltiger Ausdehnung zeigt. Bald aber werden die Blicke noch stärker von der großen Zahl der Schiffe angezogen, die ruhig durch das Wasser ihre Straße ziehen. Von West nach Ost, von Ost nach West geht der Weg der Mehrzahl. Wie winzige Spielzeuge sehen sie aus der Höhe aus, doch wenn man ein Fernglas zu Hilfe nimmt, kann man sogar ihre Flaggen erkennen. Es sind Schiffe aus aller Herren Länder, allen voran Engländer, Deutsche, Italiener und Franzosen. Sie fahren nach den Mittelmeerländern, ins Schwarze Meer, durch den Suezkanal nach Ostafrika und Ostasien oder kehren auf dem gleichen Wege wieder heim. Italienische große Passagierdampfer haben Nord- und Südamerika zum Ziel. Manchmal taucht auch der schnittige, graue Leib eines Kriegsschiffes auf. Dann wieder wird die Kette der ostwestwärts oder umgekehrt fahrenden Dampfer durch Schiffe unterbrochen, die ihren Kurs von der spanischen Küste nach Afrika hinüber nehmen oder vom jenseitigen Ufer her herübersteuern. Wer nun eine Weile dem spannenden Bilde zuschaut, kann unschwer daraus die beiden Schiffahrtswege, die sich vor Gibraltar kreuzen, ablesen, die weit stärker befahrene Linie zwischen Atlantischem Ozean und Mittelmeer und die Verbindung von der spanischen Küste zum nahen afrikanischen Festland. Kein Schiff entgeht dem Blick aus der Höhe. Wie leicht kann einem da die Vorstellung kommen, als habe die Natur selbst Gibraltar als riesenhaften Wachtturm an der nur 25 Kilometer breiten Meerenge errichtet!

Das Geheimnis Englands

Der fremde Besucher Gibraltars würde sich freilich vergebliche Mühe machen, wenn er den 425 Meter hohen Kalkfelsen besteigen wollte. Ein englischer Posten würde ihm bald „Halt" gebieten, denn die oberen Teile des Felsens liegen unter scharfer Bewachung. Das ist kein Wunder, da sie Englands stärkste Seefestung umschließen. Moderne Verteidigungsanlagen haben den natürlichen Schutz, den das Gestein bietet, auf alle nur mögliche Art verstärkt, und die neuesten Langrohrgeschütze sind eingebaut, um im Ernstfall jeden Schiffsverkehr sperren zu können. Inmitten solcher Werke aus Beton und Stahl aber sind neugierige Beobachter unerwünscht. So muß man sich damit begnügen, die am Fuße des Felsens gelegene, von Soldaten und Matrosen wimmelnde Stadt und ein paar höher in den Berg geschlagene Verbindungswege und Felsgänge zu besichtigen. Sie sind veraltet, Tunnel, Felskammern und Geschützstände bilden nur noch Erinnerungen an vergangene erfolgreiche Kämpfe. Und doch genügt schon solch ein Spaziergang, um jeden Besucher mit Bewunderung für die Klugheit und Tatkraft, mit der die Engländer diese Festung in ihren Besitz zu bringen wußten, vielleicht auch mit einem leisen Neid zu erfüllen. Nicht viele werden sich Gedanken machen, wenn sie hören, daß einer der großen Geschützstände „Hannoverbatterie" heißt. Denn der englische Führer wird es den fremden Gästen nicht gerade auf die Nase binden — wenn er es überhaupt weiß —, daß deutsche Männer den Engländern diesen Stützpunkt ihrer Macht erkämpft und verteidigt haben und daß Gibraltar überhaupt ein Denkmal deutschen Schaffens und deutschen Kämpfertums ist. Gerade darum aber, weil es so wenig bekannt ist, wollen wir davon erzählen.

Albrecht Dürers Festungsplan

Schon lange, bevor eines Engländers Fuß Gibraltar betrat, hatte ein Deutscher eine entscheidende Rolle in der Geschichte dieser Festung gespielt. Das war im 16. Jahrhundert, zu Zeiten

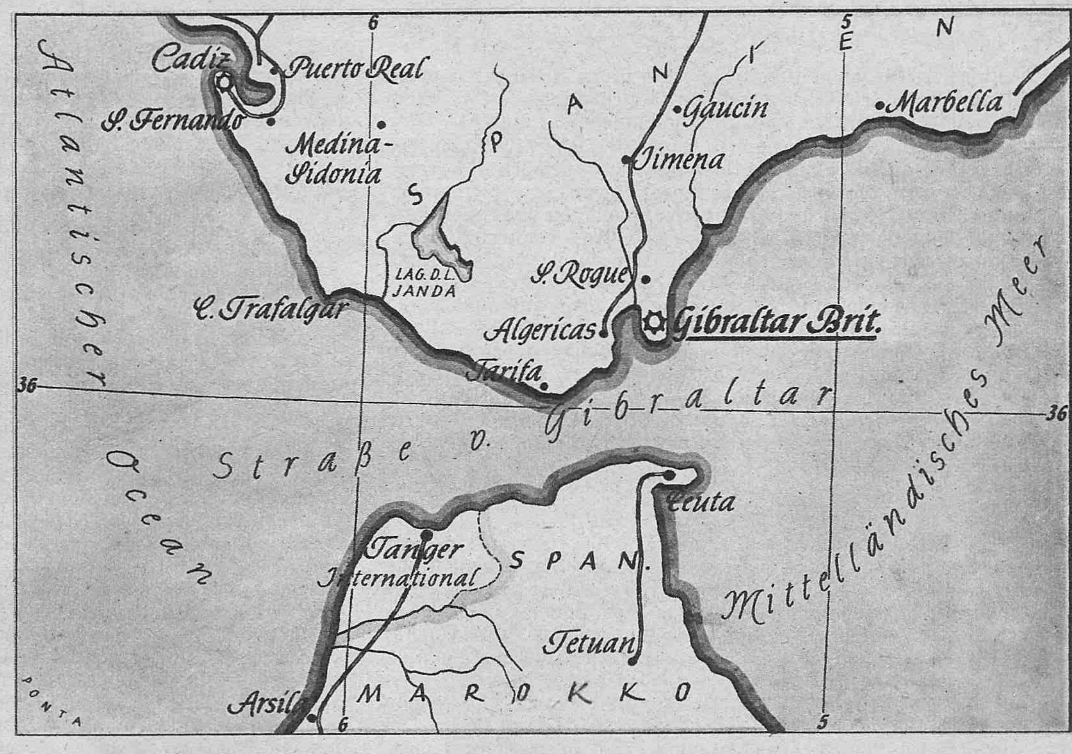


Gibraltar aus der Vogelschau gesehen

Aufnahmen: Scherl

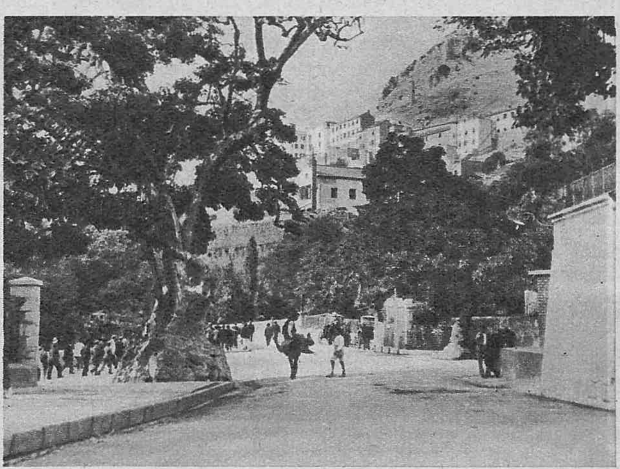
Die Meerenge von Gibraltar ist eine der verkehrsgeographisch und geopolitisch bedeutendsten Meerengen der Welt. Der arabische Feldherr Tarik gründete hier 711 ein Kastell (Dschebel al Tarik). Erst 1462 wurde Gibraltar den Mauren entrissen. Am 4. August 1704 eroberten es die Engländer, und seither ist es englischer Besitz

Zeichnung: Peter Ponta



Karls V., des Spaniers, der auch deutscher Kaiser war. Nach 800jähriger Herrschaft waren die Araber auch von ihrem letzten Stützpunkt in Europa verdrängt worden, von dem Felsen an Spaniens Südküste, den sie nach ihrem Feldherrn Tarik genannt hatten. Dschebel al Tarik war der arabische Name, und im Laufe der Zeit ist Gibraltar daraus geworden. Die Befestigungen, die die Araber auf dem Felsen angelegt hatten, bildeten kein Hindernis für den Angriffsgeist der Spanier. Es waren längst verfallene Bauwerke, die höchstens den Verteidigern im Wege waren, aber keinen kräftig durchgeführten Sturm aufhalten konnten. Die Eroberer mußten deshalb schleunigst für Instandsetzung und Ausbau der Anlagen sorgen, wenn sie dem Gibraltarfels wirklich den Wert einer Festung geben wollten. Karl V. selbst fällte die Entscheidung in dieser Sache. Er berief den bekanntesten Festungsbaumeister jener Tage, den Deutschen Speckle aus Straßburg, nach Gibraltar. Und so trat der Deutsche die weite und nicht ungefährliche Fahrt in den fernen Süden an. So eine Reise war damals immer ein Abenteuer, vor dem man besser das Abendmahl nahm und auch die letzten Anordnungen für den Todesfall traf. Speckle hatte allerdings Übung in solchen beschwerlichen Unternehmungen, denn er war bereits in viele Länder gerufen worden. Die Aufgabe aber, einen Felsen uneinnehmbar zu machen, weckte auch in ihm neuen Tatendrang. Hier galt es, neue Wege zu gehen, und so nutzte er die Länge der Reise, um sich wieder ganz in die Lehren seines Meisters zu vertiefen und Anregung daraus zu schöpfen. Wir alle kennen den Namen dieses Lehrmeisters — es war der große deutsche Maler Albrecht Dürer. Ein Maler, der Festungspläne macht, das ist allerdings erstaunlich. Aber Dürer war eben ein Künstler, der seine Begabung auf vielen Gebieten bewähren konnte. Als der Bauernkrieg ausbrach, die Sturmglocken in den Dörfern läuteten und zum Kampf gegen die Herren riefen, als auch die Bürger daran denken mußten, sich zum Streit zu rüsten, da hatte Dürer einen alten Lieblingsgedanken aufgenommen und seine Schöpferkraft an einer den Deutschen bis dahin fremden Kunst erprobt. Er entwarf Pläne zum Festungsbau. Und sein „System permanenter Befestigungen", das im Jahre 1527 erschien, war eine Umwälzung auf dem Gebiet kriegerischer Baukunst. Zum ersten Male war die Rede von bombensicheren Unterständen, Mannschaftsunterkünften und Befestigungen, die nicht zusammenhingen, sondern in einzelne Teile gegliedert waren, damit sie besser verteidigt werden konnten. Nach dem Entwurf dieser Pläne hatte sich Dürer wieder ganz seiner Malkunst zugewandt, Speckle aber setzte die umwälzenden Gedanken in die Tat um. Und an der großen Aufgabe, die ihm in Gibraltar gestellt war, sollten sie ihren höchsten Wert erweisen.

Mit aller Leistungskraft ging der deutsche Kriegsbaumeister auf dem Felsen ans Werk. Es war schwerer, als er es ermessen hatte, denn er mußte einen unablässigen Kampf führen gegen die Tücken des steilen Felskegels, die Lässigkeit der fremden Werkleute, die lähmende Kraft der südlichen Sonnenglut. Doch er schaffte es. Der unbeirrbare Wille und die große Erfahrung des



Die Hauptstraße von Gibraltar. Im Hintergrund der bekannte Felsen



Zur Zeit der Atlantikmanöver liegen in der Bucht viele Einheiten der britischen Heimat- und Mittelmeerflotte

deutschen Kriegsbaumeisters ließen auch in der Felsenfeste Dürers Pläne Wirklichkeit werden und ein Verteidigungswerk erstehen, das nach den Begriffen seiner Zeit uneinnehmbar war.

Länger als ein Jahrhundert besaß die Feste den Ruhm der Unbezwinglichkeit. Doch auch Ruhm kann gefährlich werden, wenn er den Müßiggang begünstigt, wenn das Gefühl der Sicherheit zur Unvorsichtigkeit verleitet und die wachen Kräfte allmählich eingeschläfert werden. So geschah es in Gibraltar. Spanien verließ sich auf die Güte der Festungsanlagen und machte sich um eine schlagkräftige Verteidigungstruppe wenig Sorgen. So schmolz die Besatzung immer mehr zusammen, und schließlich lagen in Gibraltar kaum mehr als 100 ausgebildete Soldaten. Es war ein Leichtsinn, den Spanien teuer bezahlen mußte. Denn aus dem Dunkel der Nacht tauchte plötzlich drohend ein Angreifer auf, der dem Werk des deutschen Kriegsbaumeisters den Ruhm der Unbezwinglichkeit zu nehmen gedachte. Und dieser Mann war wieder ein Deutscher, der Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt.

Der Handstreich des Hessen

Im Morgendämmer des 4. August 1704 richteten Hunderte von Schiffsgeschützen ihre Mündungen auf die Felsenfestung. Die englische Flotte war mit windgeschwellten Segeln von Barcelona her heimlich nach Süden vorgestoßen und hatte im Schutze der Nacht einen Sperrkreis um Gibraltar gebildet. Auf der Landseite aber war dieser durch Truppen fortgesetzt worden, die man eilig gelandet hatte. 2400 Mann standen bereit, um jeden Ausfall aus der Festung zu hindern und zum Sturm zu schreiten, wenn die Kanonade ihre Wirkung getan hätte. Den Oberbefehl führte Georg von Hessen-Darmstadt. Wie so mancher andere deutsche Prinz, dem das abgezirkelte Leben auf ein paar Schlössern nicht genügte und die Zerrissenheit Deutschlands wenig Aussicht auf einen Aufstieg bot, war er in fremde Dienste getreten, um als Truppenführer zu Ansehen und Macht zu kommen. Deutsche Soldaten waren ja in aller Welt gesucht, sie schlugen sich zum Nutzen anderer mit Tod und Teufel. Man gab ihnen im fremden Land auch gerne deutsche Anführer, die ihnen die Befehle auf gut Deutsch erteilen konnten, und so war es einem deutschen Prinzen, der etwas vom Kämpfen verstand, nicht schwer, eine geachtete Stellung zu finden. In manchem Kriegslager konnte man der sehnigen Gestalt des hessischen Landgrafen begegnen, er war dabei, als es gegen die Türken ging, und tauchte auch an vielen anderen Plätzen Europas auf, über denen gerade die Kriegsfackel loderte. Schließlich hatten die Engländer ihn sich geholt, als sie zum Kriege gegen Frankreich rüsteten. Sie brauchten einen Draufgänger, denn die französische Macht war nicht zu unterschätzen und noch durch Spanien verstärkt, dessen Thron sich Frankreichs König Ludwig XIV. zu sichern suchte. Ein französisch-spanischer Machtblock erschien den Engländern zu gefährlich. Das war der ganze Grund zum Kriege, und so wurde auch der hessische Landgraf mit einem Flottenunternehmen nach Spanien betraut, um eine Vereinigung der spanischen mit der französischen Flotte zu verhindern. Das war eine Aufgabe ganz nach dem Herzen eines unternehmungslustigen Kriegsmannes. Aber des Hessen gute Stimmung legte sich, als er mit den englischen Pfeffersäcken erst um die Ausrüstung der Schiffe und Soldaten feilschen mußte. Als er endlich die Fahrt antreten konnte, war die kostbarste Zeit versäumt, und seine bangen Befürchtungen erfüllten sich nur zu bald: Er kam zu spät. Die feindlichen Flotten hatten sich bereits getroffen. Ja, es wurde noch ernster, denn kaum hatte er die Belagerung Barcelonas begonnen, als ihn das Nahen der vereinten feindlichen Streitkräfte zwang, die Anker zu lichten und sich der drohenden Gefahr zu entziehen.

In diesem Augenblick, da die meisten Offiziere das ganze Unternehmen als gescheitert ansahen, kam dem Landgrafen wie eine Erleuchtung der Gedanke, Gibraltar zu überrumpeln und so mit einem Schlage die erlittene Schlappe wettzumachen. Wer Gibraltar besaß, so gingen Landgraf Georgs Überlegungen, der konnte die Verbindung zwischen Ozean und Mittelmeer sperren und die feindliche Flotte auf jeden Fall lahmlegen. Während die englischen Kriegsschiffe auf Gibraltar zusteuerten und die Truppen heimlich an Land gingen, hatte sich das Schicksal der Felsenfeste bereits entschieden.

Eine Flagge am Admiralsschiff gab das Signal zum Feuern. Dann hob ein Gewitter von Feuerschlägen an, als hätte sich das Meer selbst in einen Vulkan verwandelt. Fünfzehntausend Schuß jagten in die Festung und legten Breschen, die von der kleinen Besatzung nicht gedeckt werden konnten. Als des Landgrafen Truppen zum Sturm ansetzten, war ihr Angriffsstoß unaufhaltsam. Ein Befestigungswerk nach dem andern wurde den tapfer sich wehrenden Verteidigern entrissen, und schließlich ging über Gibraltar, das für uneinnehmbar gegolten hatte, die weiße Fahne hoch. Als Sieger zog Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt in die Festung ein. Der Deutsche hatte den Sieg für England erfochten, und London konnte zufrieden sein.

30 000 Mann um einen Fels

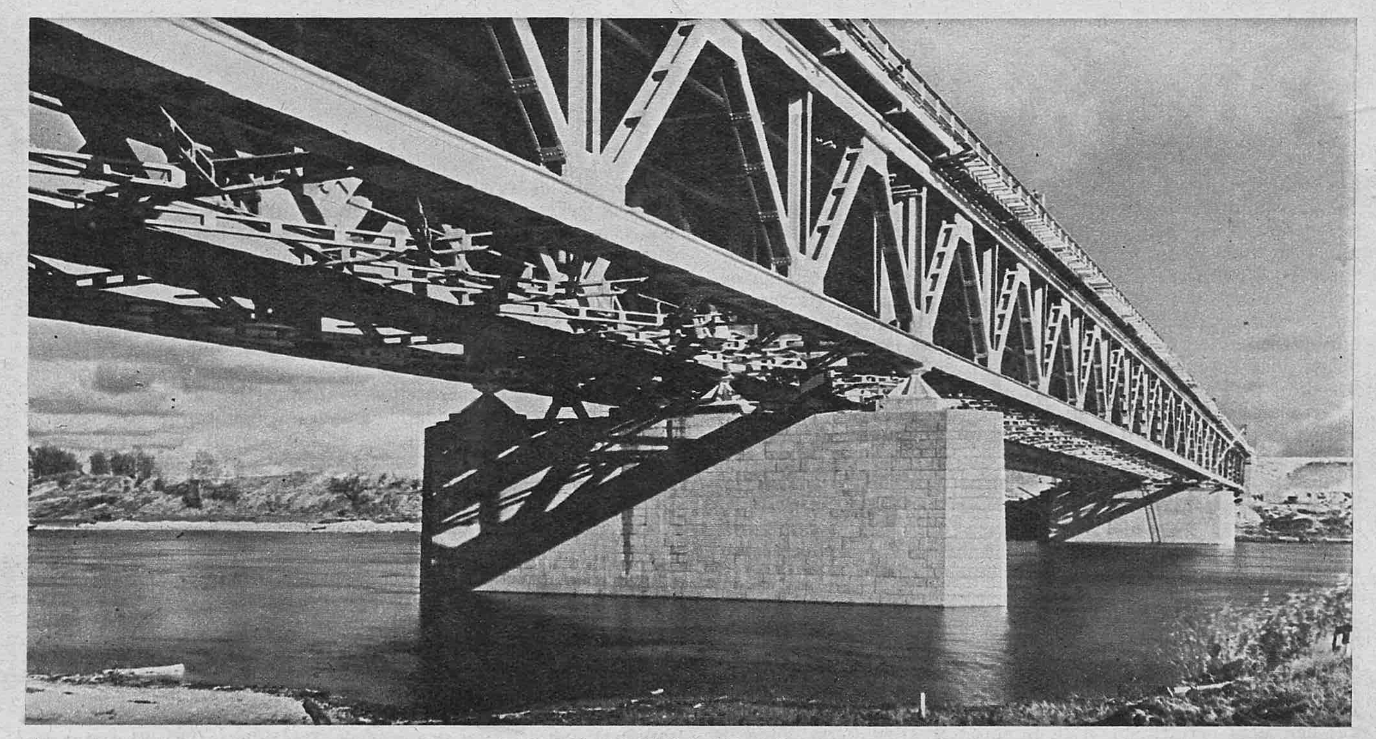
Noch einmal erhob sich Kampf- und Kriegsgeschrei um den Felsen von Gibraltar. Genau 75 Jahre nach dem siegreichen Handstreich Landgraf Georgs ließen Frankreich und Spanien, Bundesgenossen Amerikas in seinem Unabhängigkeitskrieg gegen England, ein Heer von 30 000 Mann gegen Gibraltar aufmarschieren. England, das seine ganzen Truppen nach Nordamerika geworfen hatte, mußte auf andere Reserven zurückgreifen, und da besann sich der englische König, daß er auch Kurfürst von Hannover war. So kam es, daß Bataillone der 3., 5. und 6. hannoverschen Infanterieregimenter die Besatzung Gibraltars bildeten, als das schwere Ringen begann. Dreieinhalb Jahre währte der Kampf, und er wurde furchtbar, weil die Belagerer ein Mittel anwandten, das England gerne selbst in Anspruch genommen hat: Sie schnitten der Festung die Zufuhr ab und verhängten die Hungerblockade. Die tapfere Verteidigerschar aber ließ sich nicht entmutigen, angefeuert durch das Beispiel der Kommandeure, des englischen Generals Elliot und des deutschen Obersten de la Motte. Wenn es lange keinem englischen Geleitzug gelungen war, die feindliche Sperre zu durchbrechen, und die knappen Nahrungsmittel vollends zu Ende gingen, dann mußten Disteln und Kräuter für Wochen herhalten, den wildesten Hunger zu stillen. Es ist ein Beweis für die unerschütterliche Haltung der deutschen Soldaten, daß sie immer wieder Ausfälle machten, die das feindliche Lager aufs schwerste gefährdeten.

Die „schwimmenden Batterien"

Bald waren es nicht nur die Landsleute in Hannover, deren Gedanken voll banger Sorge nach Gibraltar gingen, ganz Europa war von Spannung erfüllt, wie wohl der Kampf um die Seefestung auslaufen würde. Ingenieure boten dem französischen Heerführer, dem Herzog von Crillon, Pläne zur Eroberung an, und schließlich wurde die Erfindung des Franzosen d'Arcon als sicheres Mittel zum Siege zur Ausführung gebracht. Es waren die „schwimmenden Batterien". Zehn mit Kork und Holz gefüllte Schiffe, durch Dächer gegen feindliche Kugeln geschützt, sollten, mit 400 Tod und Verderben speienden Kanonen bestückt, gegen die Festung steuern. Die Belagerer versprachen sich ein Schaustück ersten Ranges davon und luden sogar hochmögende Nichtstuer aus ganz Europa ein, sich das großartige Feuerwerk anzuschauen. Die Lage Gibraltars war wirklich gefährlich, aber schon fand sich ein findiger Kopf, der das Mittel zur Rettung wußte. Es war der deutsche Nagelschmied Schwänkendick. Er baute einen Ofen, in dem man Kugeln glühend machen konnte. Als die schwimmenden Batterien heranfuhren, prasselten 4000 glühende Geschosse auf die Angreifer nieder. Die Zuschauer bekamen ein einzigartiges Feuerwerk zu sehen, aber es brannte auf dem Wasser ab. In der niedersinkenden Nacht trieben die glühenden Batterien als schauerliche Brandfackeln über das dunkle Meer. Keine von ihnen konnte das Land erreichen; 3800 Matrosen fanden den Tod. Es war der letzte Akt eines mit tausend Listen und Gegenlisten geführten Kriegsschauspiels. Die Belagerung wurde abgebrochen, Gibraltar war gerettet. Der Preis, den sie gekostet hatte, war das Blut deutscher Soldaten.

Mahnende Erinnerung

Lange Zeit ist die Erinnerung an den heldenmütigen Kampf der Hannoveraner auf Gibraltar auch im deutschen Vaterland wachgeblieben. Heute allerdings sind diese Taten fast ganz in Vergessenheit geraten. Nur in den hannoverschen Familien, deren Söhne einst für England gestritten haben, leben noch die alten Geschichten, und auch in der Armee sind sie unvergessen. Vor dem Kriege wurde die Tradition der am Gibraltarkampf beteiligten Bataillone vom Füsilierregiment Nr. 73 in Hannover fortgeführt; am Ärmel trugen die Füsiliere einen blauen Tuchstreifen mit der Aufschrift „Gibraltar". Mit der Tradition dieses Regiments sind auch die alten Gibraltarerinnerungen auf unsere Wehrmacht übergegangen. So ist der deutsche Heldenkampf in Gibraltar auch unseren Soldaten ein Vorbild treuer Pflichterfüllung. Er bleibt aber zugleich eine Mahnung an Zeiten, in denen Deutschlands Söhne unter fremden Fahnen fechten, für fremden Ruhm und fremde Ehre bluten mußten. Die Getreuen von Gibraltar haben nicht das stolze Glück kennengelernt, sich einsetzen zu können für das eigene Volk und Vaterland. Erst das mächtig gewordene Deutsche Reich hat seinen Söhnen dieses Glück geschenkt.



Die Elbebrücke bei Magdeburg — Aufnahme: Volk und Reich (Hege)

Deutschland ist schöner geworden!

Die deutschen Betriebe

Vom 1. Mai 1938 bis zum 30. April 1939 (Zweiter Leistungskampf der Betriebe) wurden von 7512 Betrieben eines einzigen Gaues aufgewendet:

für Heimstätten und Wohnungen	941 670	RM.
für „Schönheit der Arbeit"	32 124 550	„
für Urlaub	19 098 510	„
für „Kraft durch Freude"	3 168 931	„

103 Betriebe waren im Reich am 30. April 1939 im Besitz der „Goldenen Fahne" (Musterbetriebe).

Im Ersten Leistungskampf der Betriebe (1. Mai 1937 bis 30. April 1938) überstiegen die von den deutschen Betrieben übernommenen Verbesserungen der Arbeitsstätten die Summe von 600 Millionen Mark. Im einzelnen wurde an Verbesserungen durchgeführt bzw. neu errichtet:

23 000 Arbeitsräume,
6 000 Werkhöfe,
17 000 Speise- und Aufenthaltsräume,
800 Kameradschaftshäuser,
1 200 Sportanlagen.

Die Reichsautobahn

Die Reichsautobahnen umfaßten am

in km	31. 12. 34	31. 12. 35	31. 12. 36	31. 12. 37	1. 11. 38
zum Bau freigegebene Strecken	2883	3460	4402	5567,5	6670,3
im Bau befindliche Strecken	1191	1808	1590	1458,6	2038,2
dem Verkehr übergebene Strecken	—	112,6	1085,9	2026,4	2310,1

Bis Ende Dezember 1938 wurden 3051,8 km Autobahnstrecke mit 5570 Brücken und Durchlässen dem Verkehr übergeben.

Der Wohnungsbau

Im Altreich wurden folgende Wohnungsbauten errichtet:

1932	130 291
1933	132 192
1934	189 489
1935	212 022
1936	294 600
1937	340 000

An der Dorfverschönerungsaktion 1937/38 beteiligten sich über 5000 Dörfer.

*

Das deutsche Volksbildungswerk ermöglichte dem schaffenden Menschen 1937/38 den Besuch von 62 000 Veranstaltungen. Diese Veranstaltungen wurden von über 10 Millionen Teilnehmern besucht.

*

Die Entjudung unseres Volkslebens brachte wieder deutsches Schaffen und deutsches Schönheitsempfinden zur Geltung!

*

Das KdF.-Seebad an der Ostsee umfaßt 7,5 km Strand, 1400 Morgen Wald und Wiesen und 20 000 Betten.

*

Bessere Landarbeiterwohnungen

Die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung (jetzt Reichsstelle beim Reichsarbeitsministerium) hat von 1933 bis 1937 den Neubau von 16 000, den Umbau von 8000 und die Instandsetzung von 1000 Landarbeiterwohnungen durch Zuschüsse unterstützt.

*

In Polen gibt es 30 000 polnische, dagegen 300 000 jüdische Geschäfte.

In Deutschland gibt es nur noch deutsche Geschäfte.

Arbeitskämpfe im Ausland

Land	Jahr	Arbeitsstreitigkeiten	beteiligte Arbeitnehmer	verlorene Arb.-Tage
Belgien	1936	999	564 837	—
	1937	209	84 472	647 647
Frankreich	1936	17 091	2 422 844	—
England	1936	915	325 443	2 015 622
	1937	1 274	623 734	5 164 949
Polen	1936	2 074	677 945	4 039 036
	1937	2 103	545 165	3 297 105
USA.	1936	2 172	788 648	13 901 956
	1937	4 740	1 860 621	28 424 857

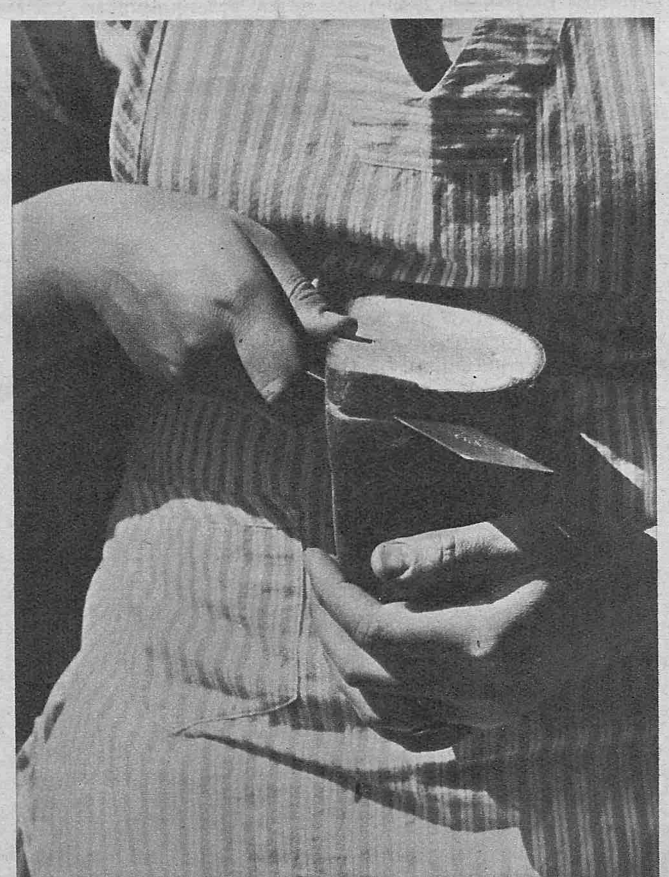
*

„Meine Heimat ist schöner geworden", lautet der erste Abschnitt des Wettbewerbs „Schaffendes Deutschland". Seht euch euren Heimatgau an und beteiligt euch am neuen Wettbewerb!

Die Ferienreise

Evmarie, Hannelore und Gertie waren die ganze Schulzeit über zusammen gewesen. In der kleinen norddeutschen Stadt, in der ihre Wiege gestanden hatte, waren sie im Laufe der Jahre mit Fug und Recht zu ihrem Spitznamen, das „dreiblättrige Kleeblatt", gekommen. Daß es die Buben des Gymnasiums gewesen waren, die sie so bedacht hatten, mag am Rande der Geschichte mit verzeichnet werden. Aber auch Gerties drei Brüder, vor allem der ein Jahr ältere Paul, hatten ihre Hand und ihr vorwitziges Mundwerk dabei mit im Spiel. Und von diesem Kleeblatt Evmarie, Hannelore und Gertie wäre hier zu berichten.

Evmarie war das einzige Töchterchen des angesehenen Apothekers Dreher, dessen Apotheke in einem der schönsten und ältesten Häuser der Stadt am Markt war. Nur ein Bruder, zwei Jahre jünger, wuchs mit ihr auf. Dreher gehörte zu den Honoratioren des Städtchens; sein Wort hatte guten Klang, denn man wußte, daß dahinter immer die Tat stand. Dazu kam es, daß die Apotheke in weitem Umkreis in Stadt und Land ihre Kunden besaß, die auf ihre Heilkräuter und auf ihre Teemischungen schworen. Apotheker Dreher war mit Recht stolz auf seine „Zauberküche", wie er selbst zu sagen pflegte. Sein Vater und schon sein Großvater hatten hier Salben und Tränklein hergestellt und gebraut, als von Radio, Fernsprecher und Auto noch niemand etwas wußte. Die Drehers hatten stets geholfen, wo immer es galt, und waren Krankheit und Gevatter Tod gemeinsam mit dem alten Doktor auf den Leib gerückt, wenn es in ihren Kräften stand. Was sie alles gesehen und im Laufe ihres langen Lebens erlebt hatten, davon hatte Dreher gute Kunde, denn sie hatten manches Tagebuch mit ihren Bemerkungen und Aufzeichnungen randvoll gefüllt und aufbewahrt. Ebenso wie sie, so hielt es auch Dreher. Er schrieb in seinen seltenen Feierstunden auf, was ihm in seiner Praxis an sonderbaren und merkwürdigen Dingen begegnete. Manch Bauernspruch und manche Schäferweisheit hatte er so zusammengetragen. Dabei hatte er auch noch eine große Freude, wenn er sie auch nicht verriet. Sein Bub und sein Mädel leisteten ihm bei dieser Arbeit gern Gesellschaft. Und wenn Dreher sie auch manches Mal hinausscheuchte oder abends, wenn die Uhr auf die zehnte Stunde rückte, ins Bett schickte, er freute sich doch von ganzem Herzen über den Eifer seiner Kinder. Beide waren immer dabei, wenn es galt, irgendwo zu helfen. So sah Dreher in ihnen auch mit Recht seine künftigen Mitarbeiter, ohne sich jedoch im einzelnen weitere Gedanken zu machen. „Kommt doch, was kommen soll", war da seine Rede, mit der er sich über manchen Kummer schon hinweggeholfen hatte. — Als er dann eines Tages Evmarie nach ihren Plänen fragte, die nun auch schon 16 Jahre alt geworden war, gestand sie ihm, daß sie von Herzen gern den Beruf der Schwester ergreifen würde. Helfen und Leid lindern, das schien ihr das Schönste, was es geben könne. Dreher sah ihren festen Willen, und so riet er ihr nicht ab. Er kannte seine Tochter. Aber er wies sie auf den Beruf der Säuglingsschwester hin. Schließlich blieb ja der Junge, der einmal die Apotheke übernehmen würde. Evmarie hatte ihren Beruf gewählt.



Arbeit schafft uns Brot — Aufnahme: Elisabeth Hase

Die zweite aus dem Kleeblatt war Hannelore. Sie stand rein äußerlich im Gegensatz zu ihren beiden Freundinnen Evmarie und Gertie. Beide waren schlank und rank mit leuchtendem Blondhaar, einander so ähnlich, daß man sie für Blutsverwandte hätte halten können. Sie waren richtige Töchter der norddeutschen Ebene, durchweht von dem herben Wind, der im Frühjahr, Herbst und Winter von der offenen See her wehte. Hannelore dagegen war klein und ein wenig rundlich. Mit ihrem Stupsnäschen und ihren braunen Augen sah sie immer teils belustigt, teils verwundert und erstaunt in die Welt. Das süddeutsche Blut, das sie von ihrer Mutter her ererbt hatte, ließ sich nicht verleugnen. Auch die Lebhaftigkeit der braven Bäckermeisterin Trefflich, Am Markt 5, kam immer wieder in ihr zum Durchbruch. Hannelore war dabei ein prächtiges Mädel, das auch im BDM.-Dienst immer treu zur Stelle war. Ihr Spitzname „Pummelchen" traf eigentlich gar nicht so recht auf ihre Art zu. In der Schule hatte sie immer tapfer mitgehalten, wenn es auch manchmal schwerfiel, und beim Turnen, Sport und auch beim Schwimmen hatte sie es mit Mühe geschafft, daß sie mit ihren beiden Freundinnen Schritt hielt. „Pummelchen" war ehrgeizig. Sie wollte kein „Pummelchen" sein, auch wenn sie so hieß und aussah.

Hannelore war die einzige Tochter der Bäckermeisterin Trefflich und ihres Mannes, der aber mehr im Hintergrund stand und nur selten im Laden erschien. So war anfangs nur die Führung der Geschäfte und später überhaupt die ganze Herrschaft im Hause auf die Meisterin übergegangen. Und Mutter Trefflich herrschte, wie man es von einer Frau erwarten konnte, die mit ihren 180 Pfund von früh bis spät auf den Füßen war. Mutter Trefflich hatte große Pläne mit ihrer Tochter vor. Sie hoffte, daß „Pummelchen" einmal in der Stadt irgendwo einen großen Posten einnehmen würde. Mutter Trefflichs Traum war es, so beiläufig den Kunden im Laden sagen zu können: „Ja, meine Tochter ist jetzt Privatsekretärin in dem und dem Werk." — Aber Träume sind Schäume, und „Pummelchen" war nicht dazu gemacht, sich so von heute auf morgen in die Stadt schicken zu lassen. In diesem Falle hatte sie auch die Unterstützung ihres Vaters, der von den hochfliegenden Plänen der Meisterin wenig hielt.

So kam es, daß „Pummelchen" eines Tages mit ihrer Frau Mama eine längere Auseinandersetzung hatte, bei der es von beiden Seiten Tränen gab, dann aber ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Meisterin Trefflich erklärte sich schließlich damit einverstanden, daß „Pummelchen" ein Jahr auf das Land ginge und dort die Hauswirtschaft erlerne. „Gewiß", meinte sie, „wirst du dann wirklich genug davon haben und deiner Mutter noch einmal danken, daß sie dafür sorgt, daß du in der Stadt eine angesehene Stellung findest. Denk einmal, so als Privatsekretärin. Das wäre doch etwas."

„Pummelchen" nickte ihr lächelnd zu. „Ich weiß, Mama. Aber Träume sind eben nur Träume. Ich glaube jedenfalls, ich werde dann doch lieber auf dem Lande bleiben. — Weißt du, ich hab das Gefühl, daß ich da besser hingehöre als in die Stadt. Übrigens, daß Evmarie Dreher Schwester werden will, habe ich dir wohl noch gar nicht erzählt?" Mutter Trefflich machte große Augen. „Nein, die Mädel heutzutage", seufzte sie. „Erst schickt man sie für teures Geld in die Schule, damit sie etwas Ordentliches lernen, und dann wollen sie aufs Land oder ins Krankenhaus. Ich begreife euch Mädels gar nicht mehr."

„Pummelchen" hatte unterdessen ihre Jacke über den Arm genommen und verabschiedete sich mit den Worten: „Du, Mama, ich treffe mich jetzt mit Gertie und mit Evmarie. Wir wollen unsere Ferienfahrt bereden." Und damit war sie aus dem Haus,

während ihre Mutter betrübt wieder in den Laden ging, wo die Glocke die Anwesenheit eines Kunden ungestüm verkündete.

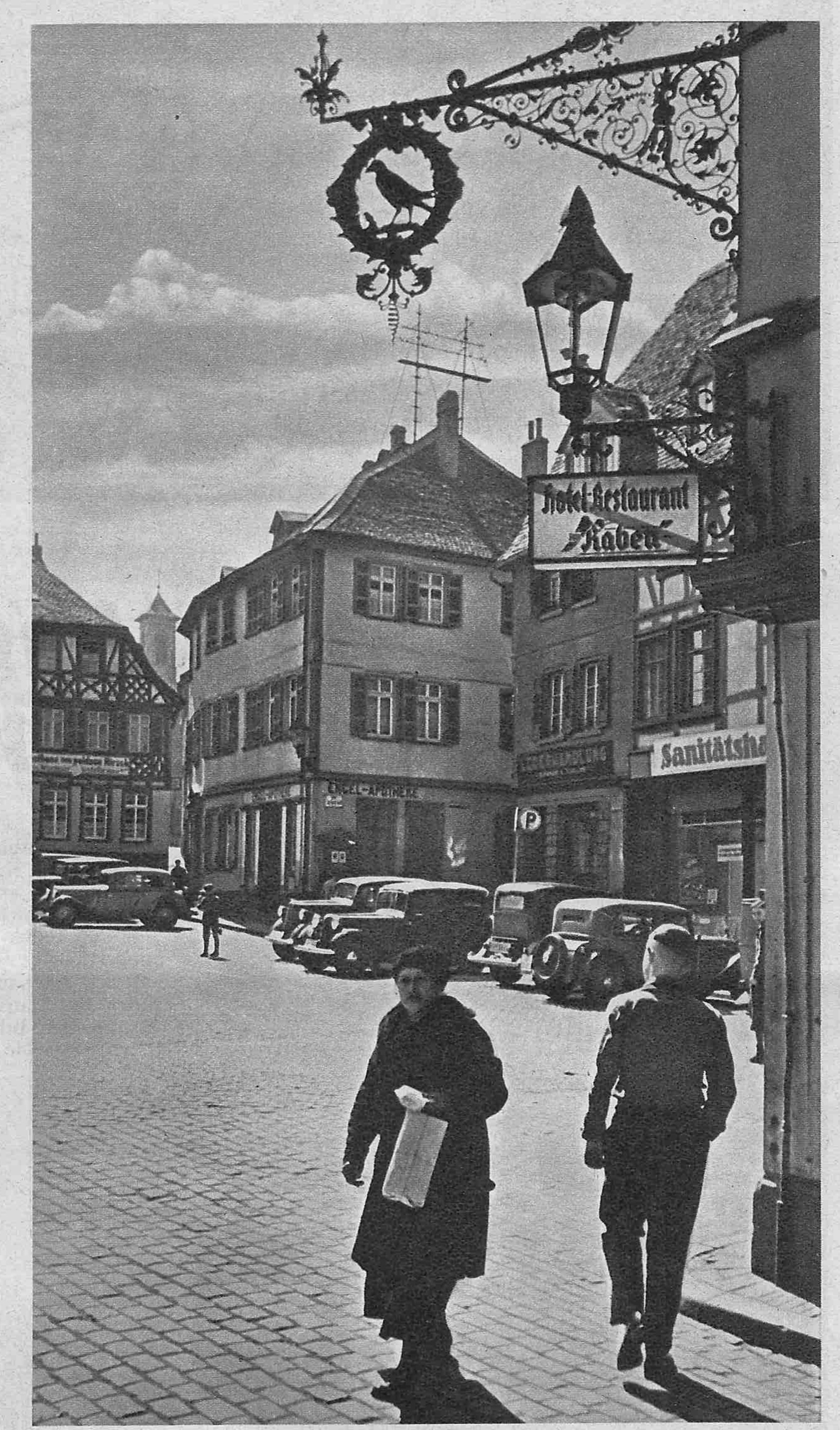
Gertie stand unterdessen bereits draußen auf dem Marktplatz am Brunnen. Sie kam meist als erste zu den Verabredungen des Kleeblattes, denn da sie außerhalb des Städtchens wohnte, hatte sie auch den weitesten Weg. Die beiden anderen Mädel, die von ihren Zimmern aus den Markt übersehen konnten, warteten stets auf das Erscheinen ihrer Freundin, bevor sie aus dem Hause huschten.

Gerties Vater war ein Kaufmann, der sein Haus am Rande der Stadt erbaut hatte. Von hier aus fuhr er täglich in sein Geschäft, und von hier aus wanderte Gertie täglich in die Schule und zu den Verabredungen mit dem Kleeblatt. Gertie hatte noch keinen Plan für ihre spätere Zukunft. Sooft sie mit ihrem Vater über diese Dinge sprechen wollte, meinte er nur lächelnd: „Was machst du dir nur für viele Gedanken. Eines Tages heiratest du doch, also brauchen wir uns nicht den Kopf zu zerbrechen." — „Eben deshalb", meinte Gertie. Aber dann hatte ihr Vater immer keine Zeit mehr. So blieb nur die Mutter. Gerties Mutter verstand ihre Tochter gut. Sie hörte in ihrem großen Bekanntenkreise herum und machte dann eines Tages ihrer Tochter den Vorschlag, für ein Jahr auf ein großes Gut zu gehen. „Da kannst du dich tüchtig umsehen und von Grund auf lernen. Danach werden wir schon weiter sehen, denn du weißt dann sicher auch, wozu du am meisten Lust und Liebe hast. Ich glaube, es ist das beste für dich. Die Löwenfelder, mit denen ich kürzlich sprach, nehmen dich gern."

So kam Gertie mit der Neuigkeit zu ihren Kameradinnen, daß sie ein Jahr auf das Gut Löwenfelde gehen würde.

Während die drei Mädel durch die Stadt bummelten, besprachen sie ihre Pläne, daneben betrachteten sie auch die Auslagen in den Schaufenstern. Schließlich begann Gertie wieder: „Aber, Kinder, wir wollten doch heute unsere Ferienfahrt bereden. Wie steht es nun damit?" — „Klar", lachte „Pummelchen". „Wollen wir nicht unsere guten Drahtesel anschurren und an die See fahren? Wo wir eine ganze Woche Zeit haben, wäre das doch eine feine Sache. Was meint ihr?" — „Einverstanden". erwiderten Evmarie und Gertie wie aus einem Munde. „Aber wir fahren über Rostock", setzte Evmarie hinzu. „Ich kann dann dort in der Kinderklinik meine Base besuchen."

So geschah es. An einem lachenden Junimorgen fuhr das Kleeblatt ab. Erstes Ziel war Rostock. Noch am gleichen Abend saßen die drei mit Evmaries Base zusammen. Sie hatten viel zu fragen — das heißt, eigentlich waren es nur Evmarie und ihre Base, die sich von der Arbeit in der Klinik unterhielten, und die beiden anderen Mädel hörten zu. Insgeheim bewunderten sie doch ihre Evmarie, die den Mut hatte, sich solch einen schweren Beruf zu erwählen. Als „Pummelchen" meinte, daß sie aber wirklich sehr viel sei, was man da alles tun müßte, sagte Evmarie schlicht, daß man aber gerade hier besonders gebraucht würde. „Wißt ihr, man soll sich nicht immer das Leichteste auswählen, sondern man soll einen Beruf suchen, der den ganzen Einsatz des Menschen fordert. Wenn es auch schwer ist, man hat schließlich doch die größte Freude daran." — Da schwiegen die beiden anderen.



In einer kleinen Stadt — Aufnahme: M. Göllner (Bavaria)

„Übrigens", meinte Evmarie nach einer Weile, „wenn ihr aufs Land geht, dann werdet ihr bald spüren, daß man auch dort nur schaffen kann, wenn man sich ganz einsetzt. Und wenn ihr das tut, dann werdet ihr auch spüren, wieviel ihr dort wirken könnt. Im Dorf, im Kindergarten, überall werden ja so viel Kräfte gebraucht, und schließlich könnt ihr da genau soviel helfen — wenn auch in anderer Form —, wie ich es einmal hier im Krankenhaus in der Kinderstation oder sonstwo tun werde."

Die Mädel saßen an diesem Abend lange zusammen. Ja, auf der ganzen Fahrt besprachen sie fast nur die Dinge, die mit dem Beruf zusammenhingen. Sie hatten eine Verabredung ganz vergessen, und die lautete, einmal nicht von dem zu reden, was nach der Schule kommen würde.

Acht Tage waren die Mädel auf ihrer Ferienfahrt. Ihre Drahtesel — so nannten sie ihre Fahrräder — taten getreulich ihre Pflicht und ließen ihre Besitzerinnen nicht ein einziges Mal im Stich. Und da die Sonne es ebenfalls gut meinte, zogen Evmarie, „Pummelchen" und Gertie es vor, die meiste Zeit am Strand zu liegen oder zu schwimmen. Sie schauten aber auch dem Fischer in die Räucherkammer und dem Bauern in die Scheune.

Als Evmarie, Hannelore und Gertie nach den Ferien in die Schule kamen, erhielten sie dort gleich am ersten Tage das Heft der „Hilf-mit!"-Schriftenreihe „Mädel ans Werk" ausgehändigt. Alle Fragen der Berufswahl, die Mädel angehen, werden in diesem Heft erschöpfend behandelt. Es ist, ebenso wie das Heft „Jungen ans Werk" für die Jungen, ein Wegweiser und Berater für alle Mädel. Es will euch helfen, den richtigen Beruf zu finden.



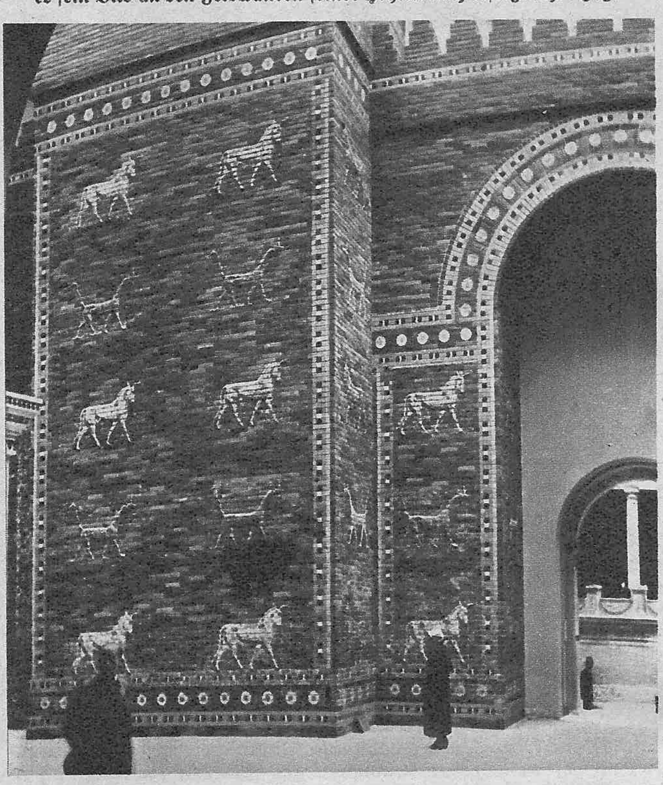
Weit zurück reicht die Kunde von dem jagdbaren Auerochs.
Schon die alten Assyrer gaben auf ihren Reliefs Darstellungen des mit Speer, Pfeil und Bogen erlegten Wildes



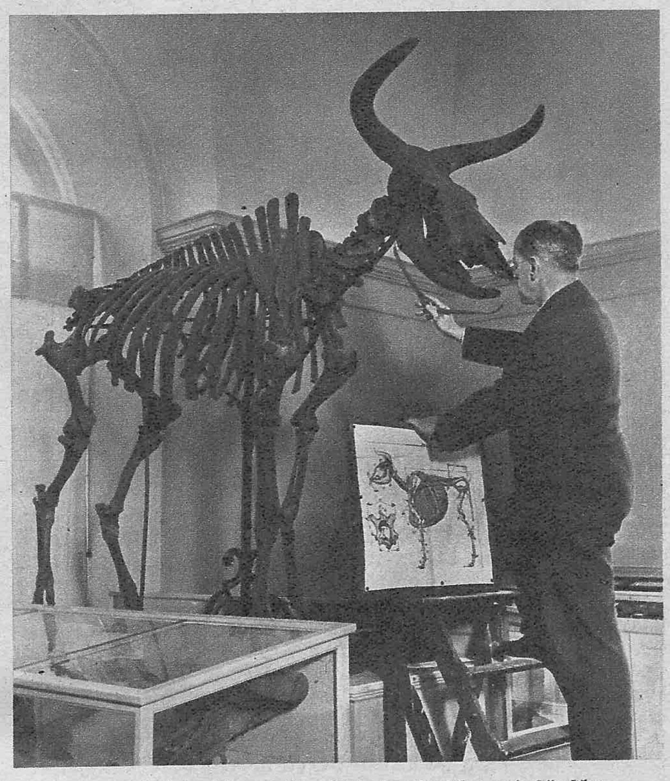
Der Mensch der Steinzeit kannte den Ur als gefährlichen Gegner. So zeichnete er sein Bild an den Felswänden seiner Höhlen nach erfolgreicher Jagd

Ur in deutschen Wäldern

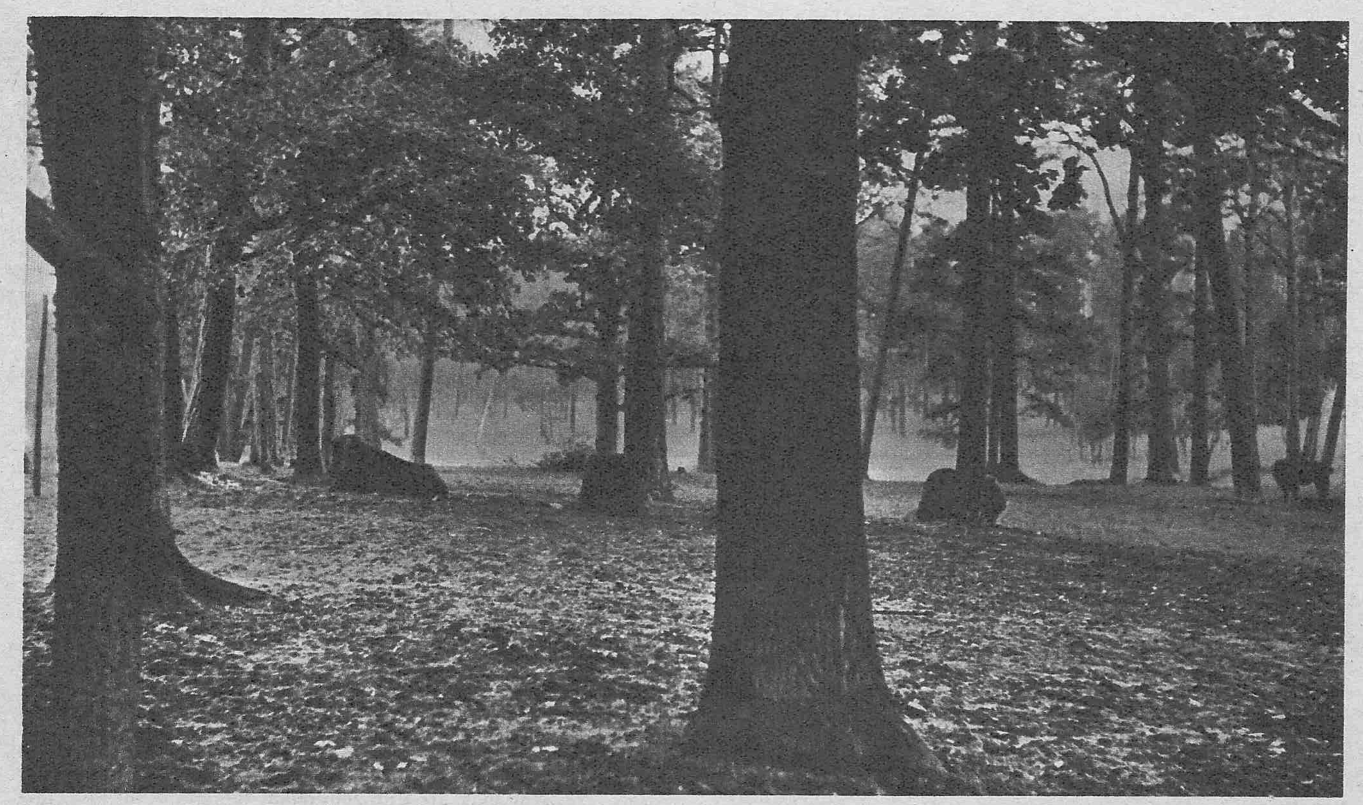
Aus der Vergangenheit erklingt das Lied von dem gewaltigen Wild, das einst über die deutschen Wildbahnen zog. In den Herbstnächten ertönte durch die weiten Wälder der Schrei der kämpfenden Hirsche und das Stöhnen von Auerochs und Wisent. Bär und Luchs hausten im tiefen Forst Germaniens, wo vielhundertjährige Eichen und Buchen ihre starken Stämme reckten und den Wolf auf seinen Jagdzügen belauschten. — Die Zeiten liegen weit zurück. Wo einst Urwald stand, führt heute der Mensch den Pflug, wo ehedem geheimnisvolle Wildnis war, ragen heute die Schlote gewaltiger Werke. Manch Weidmann



Das Ischta-Tor im alten Babylon zeigt in vereinfachter Form Bilder des Ures, aus dem im Laufe der Jahrtausende das Hausrind in seiner heutigen Form entstanden ist



Das Skelett des Ures, dessen Maße der Forscher und Künstler Ernst Gustav Jaeger seinem Bildwerk des Ures zugrunde legte



In dem großen Waldgebiet der Schorfheide, wo heute schon der Wisent haust, wird auch der Ur seinen Lebensraum finden

Aufnahmen: Rudolf Karl

hat schon gefürchtet, daß auch Elch und Wisent und das stolze Damwild Opfer der vordringenden Technik werden würden. Es ist glücklicherweise anders gekommen. Was drohende Gefahr für den deutschen Wildbestand schien, ist beschworen.

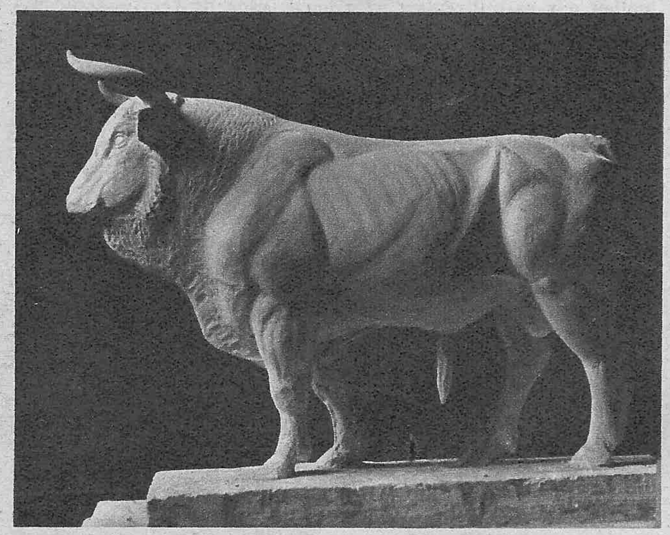
Hermann Göring, des Reiches Marschall und der Schirmherr der deutschen Jagd, wies neue Wege. Er bestimmte die Schorfheide, am Rande der mecklenburgischen Wälder, zum deutschen Urwildpark. Das dort lebende Wild soll, wie es die Inschrift an dem Eingang des gewaltigen Geheges kündet, „kommenden Geschlechtern als lebendes Zeugnis dienen für den Wildreichtum des einst nicht von Menschen beherrschten Deutschland". Wisent, Elch und Hirsch, das Wildpferd und der mächtige Ur werden hier neuen Lebensraum und Schutz finden. Wie einst sollen sie durch den Wald ihren Kampfruf erschallen lassen.

Der Ur ist heute längst ausgestorben — aber nahe Verwandte von ihm haben sich noch bis auf den Tag erhalten. So entstand der Plan, die Rückzüchtung des Ur, des Auerochsen, wie er auch genannt wird, zu versuchen. Erleichtert werden diese Versuche, die sich naturgemäß auf Jahrzehnte erstrecken werden, durch die uns heute gewordenen Erkenntnisse von den Vererbungsgesetzen.

Dort, wo der Mensch noch nicht das naturgewachsene Landschaftsbild gewandelt oder gar zerstört hat, gibt es Rinderrassen, die als nahe Verwandte des Ur anzusprechen sind, von dessen Aussehen und Größe uns Skelette und zahlreiche Beschreibungen berichten.

Das korsische Rind, das Rind des schottischen Hochlandes und andere Rinderrassen ähneln den ausgestorbenen Vorfahren, die „gewaltig in ihrer Kraft und groß in ihrer Schnelligkeit" waren, wie Cäsar es berichtet.

Gleichzeitig mit den Rückzüchtungsversuchen ist es dem Naturwissenschaftler und Bildhauer Ernst Gustav Jaeger gelungen, ein naturgetreues Abbild des Ur zu schaffen. Er las die alten Beschreibungen, studierte fast verblichene Zeichnungen, arbeitete mit Zirkel und Millimetermaß an den gefundenen Skeletten und übertrug seine Erkenntnisse und Maße auf die Plastik. So entstand in langer mühevoller Arbeit des künstlerischen Wissenschaftlers das Abbild des Ur, des Bewohners germanischer Wälder, und damit wurde erst eine Möglichkeit geschaffen, die praktischen Züchtungsergebnisse mit dem toten Modell zu vergleichen und entsprechend zu lenken.



Das ist der Vorfahr des Hausrindes: der mächtige Ur. Die lebensvolle Plastik schuf der Künstler Ernst Gustav Jaeger



Das Originalskelett des Ur hat der Forscher auf ein Fünftel der natürlichen Größe verkleinert und benutzt es als Kontrolle bei der Arbeit an der Plastik

Unsere Kurzgeschichten

Jakob, der Unglücksrabe

Jakob war ein zahmer Rabe. Der Förster hatte ihn Hans geschenkt, weil der darum gebeten hatte.

Der junge Vogel war aus dem Nest gefallen und konnte noch nicht recht fliegen. So stöberte nun Jakob den ganzen Sommer auf dem Bauernhof umher. Er hatte sich gut an die Menschen gewöhnt, und die mochten ihn alle gerne leiden.

Hans und seine Geschwister fütterten ihn reichlich; aus der ganzen Nachbarschaft kamen Jungen und Mädchen, Jakob zu füttern. So wuchs der Rabe schnell und wurde mit jedem Tage dreister.

Stine, die Großmagd, lief eines Tages Jakob mit der Peitsche nach. „Du Unglücksrabe", schrie sie. Aber ehe sie Jakob erwischen konnte, war er auf das Scheunendach geflogen und kreischte: „Kra, kra!" — „Stine, was hat der Jakob getan?" fragte Hansens Vater. — „Bauer", antwortete Stine, „die jungen Kopfsalatpflanzen, die ich heute früh in die Beete aussetzte, hat Jakob alle ausgerissen." — „Mußt sie dann nächstens mit Reisig abdecken, Stine; so ein Vogel weiß das nicht besser." — „Bauer, schafft den Unglücksraben fort", mahnte Stine. Hans und seine Geschwister aber waren dagegen.

Einige Tage später war Großvaters Tabakspfeife verschwunden. Er hatte sie auf die Fensterbank gelegt, und niemand wußte seitdem, wo sie hingekommen war. „Die hat der Unglücksrabe geholt", sagte Stine. Da lachten alle und meinten: „Ein Rabe raucht doch keine Tabakspfeife."

Großvater aber hatte nicht mitgelacht. Er dachte: „Vielleicht hat Stine doch recht" und legte ein Päckchen Tabak vor das Fenster und gab eine Zeitlang acht. Aber Jakob ließ sich nicht sehen. Als Großvater abends vom Felde heimkam, war das Päckchen Tabak verschwunden. „Jakob hat ihn geholt", sagte Stine. „Aber wo soll er ihn hingeschleppt und versteckt haben?" fragte Hans. Ja, das wußte Stine nicht.

Am nächsten Sonntag vermißte der Großknecht Karl seine Kragenknöpfchen, die er nur Sonntags anzog und am letzten Sonntag auf seinen Waschtisch gestellt hatte.

Minchen, des Hans älteste Schwester, konnte ihre rote Perlenkette nicht finden. „Mutter", sagte Minchen, „ganz bestimmt habe ich sie am vorigen Sonntag auf den Waschtisch gelegt." — „Die Schmucksachen gehören ins Kästchen in der Schublade", ermahnte streng die Mutter. „Seit der Jakob auf dem Hofe ist, ist nichts mehr sicher."

Hans aber wollte noch immer nicht glauben, daß Jakob ein Dieb sei.

Am nächsten Morgen, als die Kleinen aus dem ersten Schuljahr in die Schule gingen und Fritzchen vom Nachbarhofe mit einem Butterbrote in der Hand vorüberkam, flatterte Jakob auf ihn zu. „Jakob", schrie Fritzchen froh. Der schwarze Geselle aber schien keinen Spaß zu verstehen, hieb mit dem Schnabel nach dem Butterbrot, und Fritz ließ es fallen. Jakob packte es und flog auf den — Mist, um es dort zu verscharren. Fritzchen weinte laut.

Diesmal aber hatte Jakob nicht mit Nero gerechnet. Der Hund lag nicht, wie sonst, an der Kette, sondern lief auf dem Hofe umher. Eins, zwei war Nero hinter Jakob her, folgte ihm auf den Mist und jagte ihm das Butterbrot ab. Und während Jakob auf dem Scheunendache saß und jämmerlich schrie, grub Nero im Mist an der Stelle, an die Jakob das Butterbrot geschleppt hatte. Und siehe da, es kam mancherlei ans Tageslicht.

Wie staunten Hans, seine Geschwister, seine Eltern, als Nero sie mit viel Gebell an den Mist nötigte. Da lagen Großvaters Pfeife, das Tabakspäckchen, die Kragenknöpfchen des Großknechts, Minchens Halskette und noch vieles mehr. Sachen, die noch niemand vermißte, Jakob aber dahin geschleppt hatte, kamen zum Vorschein: von Hans Bleisoldaten, von Hildchen viele Glasperlen, von Paul ein Taschenmesser, von Vater Manschettenknöpfe und von Mutter ein Taschentuch.

Während alle sich verwunderten über den diebischen Jakob, war dieser vom Scheunendach verschwunden. „Er wird doch nicht im Garten sein?" meinte Stine. Aber da war er nicht. Er blieb verschwunden.

Hans ging zum Förster und erzählte ihm die Geschichte. „Seid froh, daß ihr den Vogel los seid, Hans", sagte der Förster. „Ich werde den Dieb im Feld oder im Wald treffen. Dann hat sein letztes Stündchen geschlagen." Hans nickte, aber innerlich tat es ihm doch weh; denn er mochte seinen Jakob immer noch gern.

H. M.

Wie der Teufel Prügel bekam

Seit alters her pflegte der Herrgott von Zeit zu Zeit einen Beobachter auf die Welt zu schicken, der ihm nach seiner Rückkehr über alles, was er gesehen hatte, Bericht erstatten mußte. Viel Neues gab es da immer zu hören von den Menschen und von ihren Taten. Als nun wieder die Zeit gekommen war, einmal Umschau zu halten, rief der Herr den Petrus und sagte zu ihm: „Schau einmal, was die Oberschlesier treiben. Von dort treibt jetzt immer ein Ruß und anderer Staub in unsere Himmelsstuben, daß es fast nicht mehr auszuhalten ist."

Petrus machte sich auf den Weg. Wie er nun auf die Erde kam, begegnete ihm der Teufel, der gerade nicht wußte, was er tun sollte. Er fragte höflich, ob er sich wohl anschließen dürfte. Gewiß, er war kein sehr fröhlicher Begleiter, aber Petrus willigte ein. In seinem Alter liebte er es nicht, allein über die Straßen zu wandern. So kamen denn die beiden endlich nach Oberschlesien. Sie wanderten die große Straße entlang, die von Oppeln in das Industriegebiet von Beuthen und Hindenburg führt. Ja, hier war die Luft manchmal schwarz vom Ruß, und nachts sahen sie die Hochöfen leuchten. Die beiden wurden überall gut behandelt, und wenn sie um ein Nachtlager baten, erhielten sie es auch.

Spät am Abend waren sie in Beuthen angekommen und suchten Quartier. Die meisten Schenken waren schon geschlossen, und in den Häusern brannte nirgends mehr ein Licht. Da, nur aus einer Wirtschaft ertönte noch Gesang. Die beiden traten ein. Alles sei voll, sagte der Wirt, aber schließlich räumte er ihnen noch einen Platz auf dem Ofen in der Gaststube ein. Was sollten die beiden tun? Draußen war es kalt und naß. Hier in der Stube war es warm, dafür biß aber der Rauch des Tabaks, den die Kumpels rauchten, in die Augen. Es war zu laut zum Schlafen. Die beiden lagen auf dem Ofen und sahen von oben auf das Treiben in der Gaststube. An einem Tisch ging es laut her. Da stritten zwei miteinander, und plötzlich war eine kleine Prügelei im Gange. Hei, das war etwas für den Teufel, der vornan auf dem Ofen lag und von oben den Streit durch böse Worte schürte. Aber der Teufel kannte die Oberschlesier nicht. So schnell wie der Streit begonnen hatte, ebenso schnell war er beigelegt. Und während der Teufel noch verwundert über den schnellen Umschwung glotzte, langte einer der Kumpel nach oben, und ehe sich's der Teufel versah, hatte er eine Tracht Prügel weg, die nicht von schlechten Eltern war. „Na, Bursche, dir wollen wir es anstreichen. Du darfst nicht denken, daß du uns aus dem sicheren Ofenloch verspotten darfst. Im übrigen wirst du nach einer Tracht Prügel auch besser schlafen." Und ebenso plötzlich, wie der Teufel vom Ofen heruntergeholt worden war, ebenso plötzlich lag er wieder neben seinem Wanderkameraden Petrus. — Oh, das erboste den Teufel, daß Petrus seine Schmach angesehen hatte. Der sollte auch eine Abreibung bekommen, beschloß der Teufel in seiner schwarzen Seele. So sagte er zu ihm: „Leg' du dich jetzt nach vorn. Ich will schlafen und mag nicht mehr nach unten sehen." Petrus willigte ein, und sie tauschten die Plätze. Kaum war das geschehen, da begann wieder eine Schlägerei. Wieder konnte der Teufel seinen Mund nicht halten. Er hetzte und schürte das Feuer, bis auf einmal unten einer sagte: „Die beiden da oben halten wieder keine Ruhe. Da ist noch eine Tracht fällig." Dann sagte einer: „Nimm den, der hinten liegt, der vorn hat ja schon sein Teil weg." Wieder half kein Zetern, und schwupp, da lag der Teufel wieder unten, und zum zweiten Male wurde sein Fell langgezogen. — Oh, er spürte die oberschlesischen Fäuste. — Nie wieder, so schwor er im stillen bei sich, nie wieder wollte er dort hinwandern. Winselnd und heulend verschwand er aus dem Gastzimmer und ward nicht mehr in Oberschlesien gesehen.

Petrus berichtete aber nachher schmunzelnd dem Himmlischen Vater, wie der Teufel in Oberschlesien zweimal verprügelt worden war.

F. Sch.

Die Ankerkette

Als ich meine Lehrzeit bei der Handelsreederei „Hanseat“ begann, glaubte ich nicht, daß unser gemütlicher „Alte“, wie Konrad Petersen, der Besitzer der Reederei, allgemein genannt wurde, je ungemütlich werden konnte. Und doch mußte das der Fall sein. Denn wir sahen schon manchen Lehrling, der etwas verbockt hatte, nach einigen Stunden mit weichen Knien aus dem Zimmer des Alten kommen.

Das erste Lehrjahr war für mich vorüber, das zweite begann. Da lud uns eines Tages Peter Nissen, ein Lehrling im dritten und letzten Lehrjahr, ein, der Reeperbahn einen Besuch abzustatten. Es wurde ein ausgedehnter Besuch, der uns in der Frühe nicht rechtzeitig ins Büro kommen ließ. Wir kamen alle zu spät. Als letzter Mann trudelte Peter Nissen ein.

Der Alte schien nur darauf gewartet zu haben, daß alle seine Lehrlinge beisammen waren. Jedenfalls ließ er uns jetzt zu sich rufen und hielt eine derbe Ansprache von wegen Reeperbahn und Jungfernstieg. Wir wurden bei seiner Rede hie und da rot bis über die Ohren. Endlich konnten wir alle gehen, und er behielt nur Peter Nissen in seinem Zimmer, in welchem der Alte den Anführer zu sehen schien.

Wir dachten, nach etlichen Stunden einen Peter Nissen mit weichen Knien aus dem Zimmer des Alten treten zu sehen. Wie waren wir aber erstaunt, daß Peter Nissen, freudig lächelnd, schon nach fünfzehn Minuten an seinem Arbeitsplatz saß. Er verkündete uns stolz, daß der Alte seine Lehrzeit für beendet erklärt hatte. Wir drangen in ihn, uns zu erzählen, was eigentlich los gewesen sei! — „Nach Geschäftsschluß!“ flüsterte er uns zu, denn der Alte war in Sicht. Er schien mit seinem Prokuristen in ein nachdenkliches Gespräch vertieft zu sein. Hin und wieder deutete er mit der rechten Hand auf Peter Nissen. Wir waren nachher selbstverständlich vollzählig um Peter versammelt. Er erzählte:

„Ihr erinnert euch doch noch an Axel, der auch vom Alten verarztet wurde, als er, anstatt zum Hafen zu fahren, auf der Reeperbahn landete!? Er erzählte mir, was der Alte mit solchen Sündern macht...“ Peter lachte und fuhr fort: „Kurz und gut: Der Alte holte ein verrostetes Stück Ankerkette, so an die zwei Meter lang, aus einem Seitenfach seines Schreibtisches und übergab diese Kette Axel zur blitzblanken Säuberung. Schmirgelpapier gab ihm der Alte auch noch. Darauf schob er Axel in ein Nebenzimmer und schloß es ab. Vorher hatte er noch gesagt, Axel möge anklopfen, wenn er fertig wäre...

Ich habe Axel seinerzeit ausgelacht, daß er erst in rund vier Stunden mit dem Stückchen Kette fertig geworden sei und seine Knie gezittert hätten, als er aus dem Zimmer des Alten kam. „Nachmachen!“ hatte Axel nur gehöhnt. Wir wetteten. Ich besorgte mir zwei Meter von einer rostigen Ankerkette, die ich in bestimmt vier Stunden blankputzen wollte. Ich schaffte es! Trotzdem verlor ich die Wette. Denn ich hatte tatsächlich weiche Knie und fühlte mich so schlapp wie noch nie.

Seit der Zeit hatte ich diese blankgeputzten zwei Meter in meinem Schreibtisch liegen für den Fall, daß ich einmal zum Alten gerufen werden sollte. Heute war es nun soweit. Ich wickelte mir also meine schön geputzte Ankerkette um den Leib, ehe ich zum Alten ging. Es geschah mir genau so wie Axel. Der Alte sperrte mich mit einer zwei Meter langen, rostigen Ankerkette ins Nebenzimmer ein. Als ich nach fünfzehn Minuten anklopfte, öffnete er die Tür und machte ein furchtbar dummes Gesicht, als er in dieser kurzen Zeit die Ankerkette geputzt sah. Er schüttelte dauernd den Kopf und murmelte etwas vor sich hin, was ich nicht verstand. Dann schlug er mir auf die Schulter und erklärte meine Lehrzeit für beendet...“

D. G. L.

Der Hauptmann und der General

Steht da im polnisch-russischen Kriege ein Zarengeneral vor den Warschauer Toren. „Sakra!“ flucht er und kaut grimmig an seinem Barte. „Sakra! Wir müssen sie haben, die Stadt!“ Er wendet sich zornbebend um und läßt seine Batterien auf den umliegenden Hügeln Stellung nehmen, indes sich die Sonne auf den Türmen der polnischen Hauptstadt lustig spiegelt und goldene Strahlen auf die geputzten Scheiben wirft. Bis plötzlich krachend die ersten Geschosse auf die Dächer springen und die Fensterscheiben vor Staunen über den seltenen Anblick klirrend zerplatzen. Aber was nützt das? Ein zerfetztes Dach und ein zersprungenes Glas haben noch keine Kriege entschieden.

Das weiß auch der Russengeneral, der dort oben die Wirkung seiner Granaten erwartet, die Fäuste in die Taschen stößt und nun, von einem Bein aufs andere tretend, da drüben endlich die Mauer in Schutt und Asche fallen sehen möchte. Neben ihm jagt gerade ein Batterieoffizier seine Granaten zum Rohre hinaus. „Verflucht! Was machen die Kerls? Könnt ihr nicht schießen?“ schreit der General, den Hügel hinunterpolternd und den Offizier, dem er beinah vor die Füße fällt, wütend anfahrend: „Ein Dreck, Herr, die Schießerei, ein ganz erbärmlicher Dreck!“ Und er tritt vor den Hauptmann hin, als wollte er nun, da er die Hand schon erhoben, jenem die Achselstücke von der Schulter reißen.

Der Offizier, bleich geworden, beherrscht sich im Gefühl seiner Unschuld nur mühsam, blickt ihn an, blickt auf die Mauer der feindlichen Stadt, die noch immer heil wie zum Hohne im hellen Sonnenschein herüberwinkt, dann preßt er zwischen den Zähnen hervor: „Die Granaten sind schuld. Sie platzen nicht.“

„Fauler Zauber!“ schreit da der General und macht seinem Ärger gewaltig Luft. „Fauler Zauber! Unfähig seid ihr! Aufs Kriegsgericht kommt ihr!“ fährt er unbeherrscht fort, daß die Leute des Hauptmanns, der seltsamen Szene verständnislos folgend, erschrocken zusammenzucken und der Offizier, vom Peitschenschlag des Schimpfes getroffen, zurückspringt, sich aufreckt, dem nächsten, der vorübergeht, wortlos eine Granate entreißt, die Lunte ergreift und „Hier! Der Beweis!“ — das qualmende, knisternde Geschoß dem erstarrten General unter die Nase hält.

Der sieht auf den Offizier und sieht auf die Granate. In seinen Augen blitzt es. „Und?“ sagt er eisern, kalt wie Stahl, verschränkt die Arme, wartet. Die Leute, versteint, wagen sich nicht zu rühren. Still ist es geworden rings um die Männer, die Weltgeschichte hält den Atem an. Der Herzschlag alles Lebens stockt... „Krepiert sie denn noch nicht?“ So wirbelt's wohl durch diesen Mann und jenen, der da steht und nichts begreift von alledem, indes die beiden sich noch gegenüberstehen — die Lunte brennt und brennt... Doch jetzt — atmet die Erde auf? — die Lunte, ja, wahrhaftig, sie erlischt!

Der General, der Offizier, sie rühren sich noch immer nicht. Die Lunte ist dem Hauptmann aus der Hand gefallen. Nun schwelt sie da und raucht und stinkt.

Plötzlich wirft der General den Kopf herum, weist auf die Mauer der Stadt Warschau. „Also, versucht's noch einmal!“ sagt er dann. „Ihr habt recht gehabt. Sie platzen nicht“ — und winkt noch einmal mit dem Schnauzbart nach der Stadt hinüber und lächelt hilflos. Da versteht der Hauptmann. Jetzt liebt er ihn, den groben Kerl da, seinen General, dem ein Fluch wie anderen das „Amen“ und „Verzeiht“ gerade ins Gesicht paßt, er nimmt Haltung an und tritt, da sich die Spannung in ihm langsam löst, wie schwankend an die Batterie zurück... Es wäre schön, zu wissen, ob nun der nächste Schuß schon zum Erfolge führte. Doch meldet davon die Geschichte nichts.

W. J.

An den Grenzen

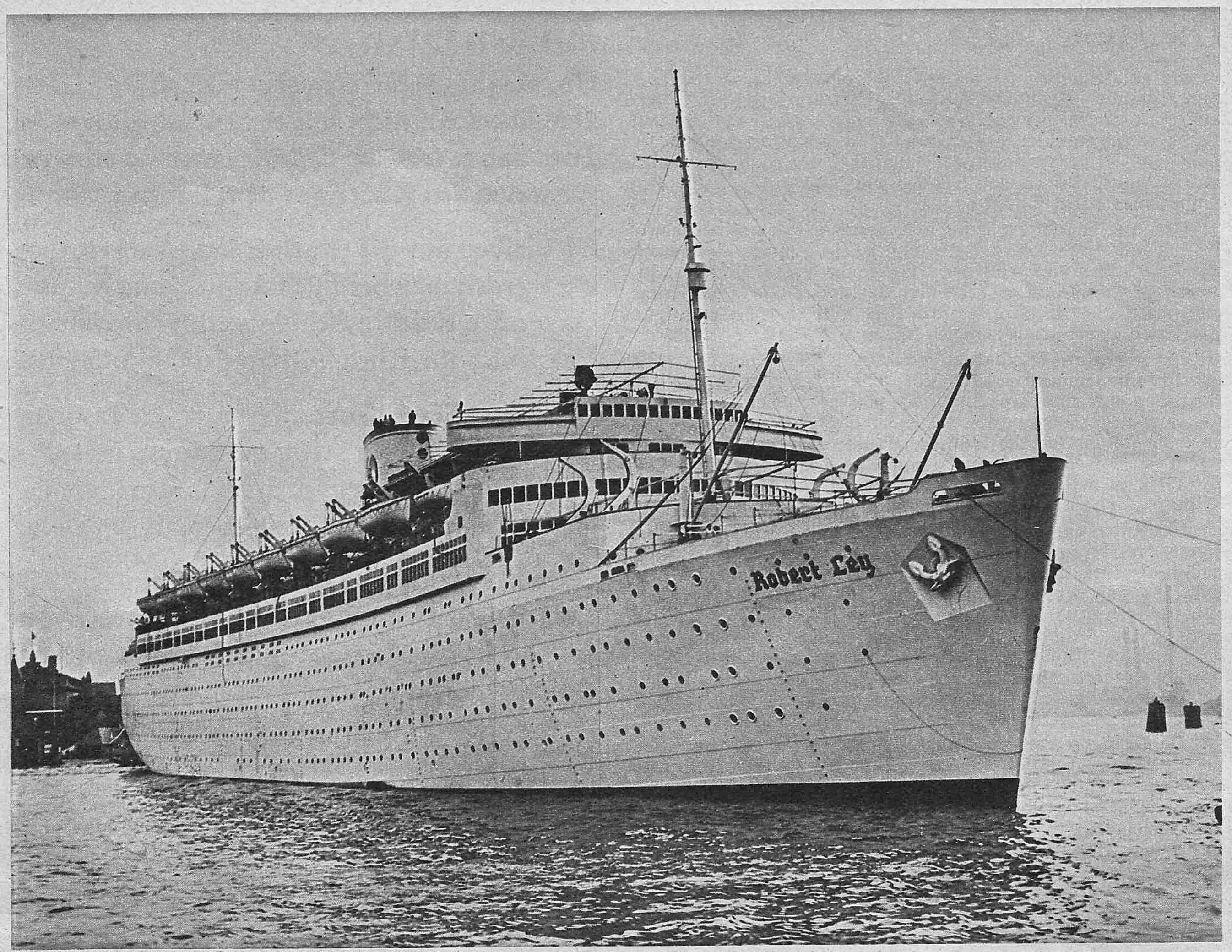
Ein starkes Reich bewacht sich an den Toren,
Das überfällt nicht ungewarnt ein Sturm,
Ihm haben treu die Wächter sich verschworen,
Es weiss den Rufer auf dem hohen Turm.

Es bleiben nur die Starken in Gefahren,
Da werden sie vorm Feinde klug und kühn.
Da sie des Reiches Schlüssel dürfen wahren,
Muss sich ihr Blick noch in den Nächten mühn.

Die ewige Wache ruft zur Nacht die Posten,
Auf hohen Bergen stehn sie wie am Meer,
Tief in den Wäldern im zerrissenen Osten
Und so vorm Strom der Reben als ein Heer.

O Deutschland, nun erblühe du inmitten,
Lass deiner Schlote Rauch als Fahnen wehn.
Es soll kein Kriegsgott je mit Eisenschritten
Hin über uns auf deine Saaten gehn.

Herybert Menzel



Das stolze Flaggschiff der KdF.-Flotte, das im Frühjahr 1939 in Dienst gestellte EMS. „Robert Ley"

Mit dem Führer auf hoher See

Ein Erlebnisbericht von Dr. Freiherr du Prel

Erholungsreisen zur See haben im Dritten Reich eine besondere Bedeutung bekommen. Früher das Vorrecht geldbesitzender Kreise, sind sie durch die Maßnahmen des Reichsleiters Dr. Ley und der Deutschen Arbeitsfront heute zu einer jedem schaffenden Volksgenossen zugänglichen Einrichtung geworden. Den ersten Ausflügen nach Helgoland folgten bald Hochseefahrten zu den Fjorden von Norwegen und schließlich die Madeira- und Mittelmeerreisen mit dem Besuch italienischer Seehäfen. Ein großes Ereignis war es, als die Deutsche Arbeitsfront das Schiff „Der Deutsche" erwarb, ein noch größeres, als der „Wilhelm Gustloff", ein eigens für die Bedürfnisse der KdF.-Seefahrten erbautes Schiff, vom Stapel lief; das bisher größte Ereignis aber ist die Fertigstellung des 25 000-Tonners „Robert Ley", an dessen Jungfernfahrt der Führer selber teilgenommen hat.

Auf dem „Robert Ley" wie auf dem „Wilhelm Gustloff" beeindrucken die weitausholenden Sonnen- und Promenadendecks den Gast schon beim Betreten des Schiffes. Kein anderes Schiff der Erde hat so viele dem Licht und der Sonne dargebotene Plätze; kein anderes Schiff ist aber auch wie diese beiden in allen Räumlichkeiten so auf Erholung und Bordgemeinschaft als Erlebnis abgestellt wie diese deutschen Urlauberschiffe. Die besondere Bauweise hat es ermöglicht, daß die berüchtigten Innenkabinen in Fortfall gekommen sind; jeder Urlauber hat von seiner Kabine aus den Blick auf das freie Meer. Der Fortfall der Aufteilung des Schiffes in mehrere Klassen ermöglichte die Anlage geräumiger Gesellschaftshallen; ein Schwimmbad, eine Turn- und Sporthalle und das durch Fenster gegen die Witterung geschützte Hauptpromenadendeck lassen die sportliche Betätigung auch bei schlechter Witterung zu.

So gehört jedem Urlauber das ganze Schiff; das ist für alle, die Schiffsreisen etwa von sonstigen Schiffen kennen, die schönste Erkenntnis. Damit fällt auch die Sehnsucht fort, die einen überkommt, wenn man sonst als Angehöriger der Touristenklasse nach den Decks der II. Klasse schielt, oder wenn man als II.-Klasse-Passagier auf dem Vordeck dem Winde ausgesetzt ist und sich auf die windgeschützten Achterdecks der I. Klasse begeben möchte, ohne es zu können. Außer der Brücke und dem Maschinenraum kann man sich durch alle Räume des KdF.-Schiffes frei bewegen.

Auf dieses Schiff der Gemeinschaft, den „Robert Ley", begab sich der Führer am Abend des 1. April, nach dem Stapellauf des Schlachtschiffes „Tirpitz", und nachdem er in Wilhelmshaven seine große außenpolitische Rede gegen die Einkreisungspolitik Englands gehalten hatte.

Nach dem Jubel der unvorstellbaren Freude der beglückten Volksgenossen, einige Tage mit dem Führer unterwegs sein zu können, setzte schon am ersten Abend die selbstverständlich-fröhliche Stimmung ein, die als das untrügliche Zeichen jener tiefsten inneren Beschwingtheit zu werten ist, die einen gleichgestimmten Men-

schenkreis umfängt und die vom frühen Morgen an bis spät nach Mitternacht das KdF.-Schiff, seine Gäste und seine Mannschaft beherrschte. Die Teilnehmer an dieser Fahrt waren in ihrer Zusammensetzung ein vollständiges Abbild der großdeutschen Volksgemeinschaft. Aus jedem Gau des Reiches waren gleichviel Volksgenossen geladen. Sie sind aus den verschiedensten Berufen genommen, Arbeiter die meisten, dann Angestellte, Arbeiterfrauen, Stenotypistinnen, Verkäuferinnen, Mädchen in der Tracht der Landbevölkerung und Bauern, die noch nie zur See gefahren sind, und dazu noch eine kleine Gruppe von Männern, die den „Robert Ley" mit erbaut haben.

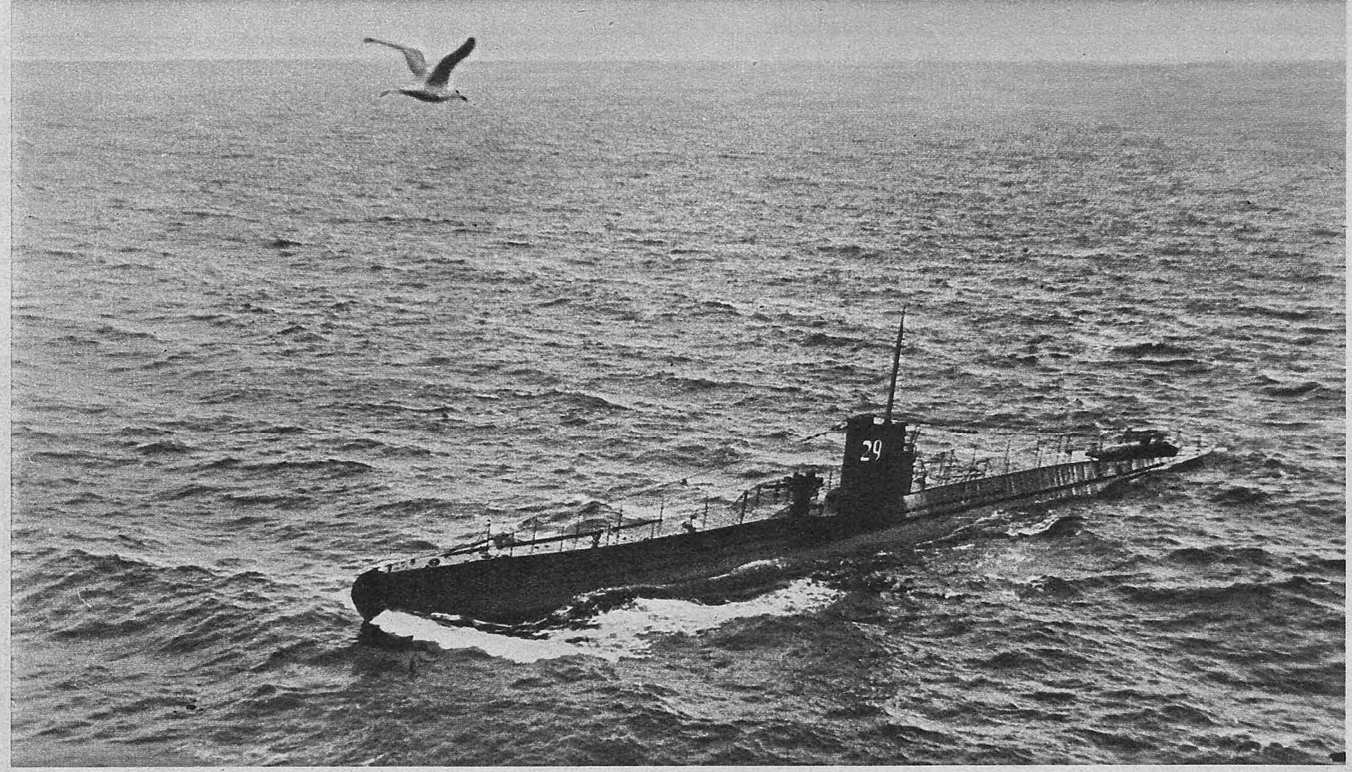
Zu dieser völlig verschiedenartigen Zusammenstellung hatten sich noch all die alten Parteigenossen eingefunden, die mit dem Führer als die Männer seiner näheren Umgebung oder als seine Ehrengäste beim Wilhelmshavener Stapellauf an Bord gekommen waren. Eine halbe Stunde später haben sie sich äußerlich durch nichts mehr unterschieden, denn sie hatten dann den Dienstrock alle abgelegt. Schon am Abend, aber erst recht an den nächsten Tagen sind sie völlig in der Bordgemeinschaft aufgegangen. Alle verband eine selbstverständliche Achtung, die jeder für jeden empfinden mußte, und mit der jeder in dem anderen den Kameraden und Gefährten eines großen Erlebnisses sah.



Inmitten der Urlauber nahm der Führer an allen Veranstaltungen teil

Man bedenke: ein Staatsoberhaupt irgendwo auf der Welt reist mit seinen ersten Mitarbeitern auf einem Passagierschiff. Was ist die Folge? Unterteilung des Schiffes, strenge Bewachung der Zugänge, Dienstbeflissenheit der einen, Neugier und verhinderte Zudringlichkeit der anderen. Und hier? Man muß sich schon sehr zurückbesinnen auf die Anfänge der Bewegung, um das zu verstehen und zu begreifen, wie diese Gemeinschaft der Herzen möglich ist, die sich in wenigen Stunden auf dem Flaggschiff unserer KdF.-Flotte herausgebildet hat.

Immer, seitdem der Führer die Bewegung gegründet hat, hat er der Gemeinschaft gelebt, hat er ihr gehört, hat er ihr die Haltung gegeben. Aus einem kleinen Kreis von Menschen, dem er, zunächst in Umrissen, die Aufgaben stellte, schuf er in einer unerhört gedrängten Zeit jene große Gemeinschaft der Partei, die dann selbst wieder die Zelle war für die nach der Machtübernahme entstehende Volksgemeinschaft. Immer war der Führer der Mittelpunkt, der Schrittmacher und der Sicherer des Ganzen. Immer hat der Führer es verstanden, die Worte zu finden und die Gedanken zu äußern, die es jedem, der der Gemeinschaft an-



„U 29" taucht auf

Aufnahmen: Dr. du Prel (2), Scherl (4)

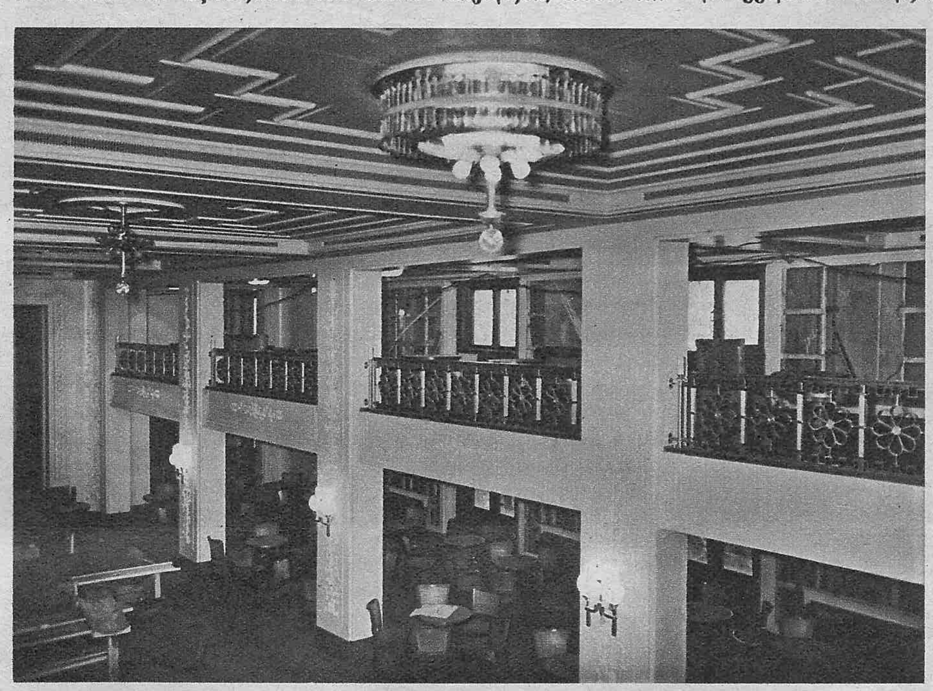
gehörte, ermöglichte, sich dem Führer gleich nahe und gleich verbunden zu fühlen. Immer war der Führer mitten im Volk, immer war das Volk um den Führer, immer tat es sein Tagewerk mit der Blickrichtung auf ihn.

*

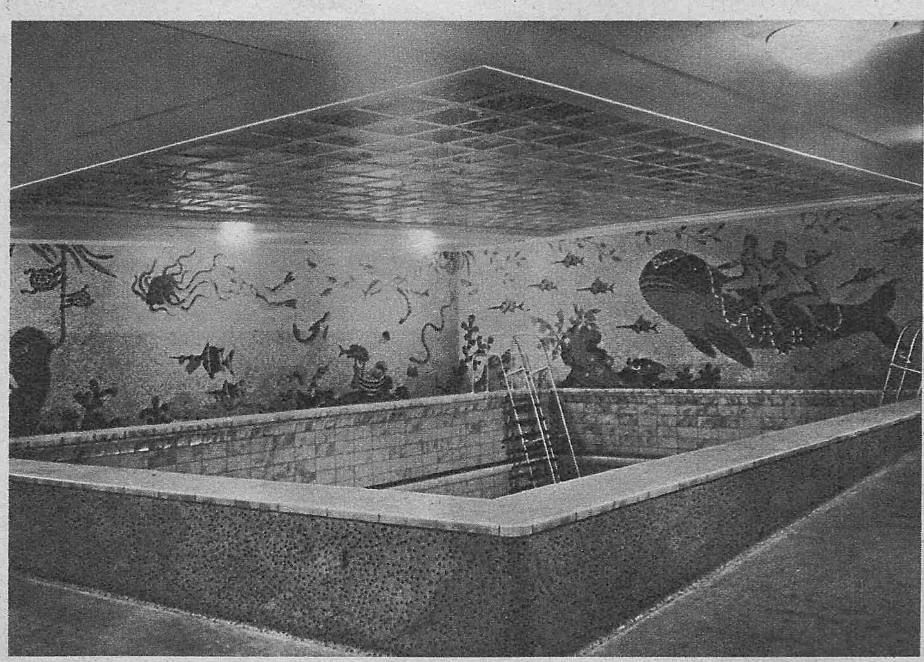
Der Führer, im grauen Mantel mit einer blauen Schirmmütze, hielt sich den ganzen Tag über unter den Urlaubern auf, besichtigte wie sie die Einrichtungen des Schiffes, ging auf dem Promenadendeck spazieren, setzte sich auch gelegentlich in einen der großen Liegestühle und ließ die um ihn Stehenden nähertreten, um sich mit ihnen über ihre Schicksale, ihre Ansichten und ihre kleinen Sorgen zu unterhalten. Dabei gab es nette, aus dem Stegreif entstandene Darbietungen, so etwa, als zwei junge Mädchen in der kleidsamen Tracht der Steiermark in ihrem heimatlichen Dialekt Geschichten zu erzählen begannen und dem Führer schließlich die Lieder ihrer und seiner ostmärkischen Heimat vorsangen. Oder der Führer kam auf den Gedanken, sich in den Turn- und Sporthallen den Betrieb anzusehen, wobei ein Spiel mit vier großen Bällen, die zwei Parteien ans Ziel bringen mußten, seine gespannte Aufmerksamkeit erregte.

Daneben gab es allerhand Abwechslung, die den KdF.-Fahrern des Schiffes sozusagen von außen her geboten wurden. Zwei Zerstörer der Kriegsmarine begleiteten das Schiff als Ehrengeleit auf seiner ganzen Fahrt; bald lagen sie in Kiellinie hinter dem „Robert Ley", bald fuhren sie seitlich, bald stellten sie die Verbindung mit den Häfen her, indem sie Packen von Zeitungen, die der Führer verlangte, vom Land holten.

Am zweiten Tage tauchte Helgoland aus den Fluten auf, das der Führer kurz besichtigte; kaum war der „Robert Ley" wieder in Fahrt, da begegnete uns das soeben in Dienst gestellte Schlachtschiff „Scharnhorst". Erst fuhr es in Paradeaufstellung vorüber, dann machte es einen „Angriff" auf den „Robert Ley", indem es mit äußerster Fahrt hart am „Robert Ley" vorüberfuhr und die Geschütze auf das KdF.-Schiff richtete. Es war ein stolzer Augenblick, diese Begegnung auf hoher See mit dem ersten, soeben fertiggestellten deutschen Schlachtschiff der Nachkriegszeit.



Der Theatersaal



Das Schwimmbad auf EMS. „Robert Ley"

Der zweite Tag brachte dann U-Boot-Tauchvorführungen auf hoher See vor Norderney. Erst war das Boot in der Ferne zu sehen, dann war es plötzlich verschwunden. Der Führer, der Wert darauf legte, daß die sämtlichen Gäste des Schiffes die nötige technische Aufklärung erhielten — denn jeder frug: Wie lange bleibt es unter Wasser? Wie tief ist es getaucht? Wie schnell fährt es unter Wasser? usw. —, befahl seinen Marineadjutanten, den Korvettenkapitän Albrecht, an den Lautsprecher des KdF.-Schiffes. Nun erhielten alle genauen Aufschluß über das Tauchmanöver, über die Größe, die Bestückung, die Geschwindigkeit des U-Bootes und über die Einsatzfähigkeit überhaupt. Dazwischen tauchte das U-Boot plötzlich in der Nähe des KdF.-Schiffes wieder auf und erhielt durch Flaggensignale weitere Befehle übermittelt; genau seitlich des „Robert Ley" tauchte dann das Boot zum zweitenmal.

So waren die Tage der 1000 Arbeiterurlauber auf dem KdF.-Schiff mit dem Führer des Erlebens voll. Bekanntlich hat auch dem Führer selbst diese Zeit der Gemeinschaft mit seinen Volksgenossen so viel innere Freude bereitet, daß er sie um einen Tag verlängerte. Als wir am Morgen des vierten Tages schließlich die Elbe aufwärts nach Hamburg fuhren und uns den Landungsbrücken von St. Pauli näherten, da war der Gedanke aller, die mit an Bord waren, nur ein Gefühl der Dankbarkeit an den Führer, an diesem Erlebnis teilgenommen zu haben. Und als unter dem Donner des Saluts der beiden Zerstörer der Führer von Bord ging, war es ein fast wehmütiger Abschied, und alle zusammen verband die Hoffnung: Vielleicht wird es uns in unserem Leben doch wieder einmal vergönnt sein, mit dem Führer, der nun wieder seiner ernsten Tagesarbeit nachgehen wird, eine Reise zu machen, mit dem Führer, der drei, vier Tage lang für uns alle auf dem Schiff so recht das war, was wir so oft meinen, wenn wir sagen:

Unser Führer!

Preisträger des „Hilf=mit!“= Wettbewerbes



Sie können lachen — Zeichnung: Skibba

Liebe Jungen — liebe Mädel!

In der Juninummer von „Hilf mit!“ haben wir euch die erste Liste der Preisträger am großen „Hilf=mit!“=Wettbewerb bekanntgegeben. So umfangreich war die Aufstellung, daß wir sie auf dem uns zur Verfügung stehenden Raum nicht vollständig unterbringen konnten. Wir haben sie also geteilt und geben euch nun die restlichen Namen der Preisträger bekannt. Wir freuen uns mit den erfolgreich gewesenen Teilnehmern an unserem Wettbewerb „Volksgemeinschaft — Schicksalsgemeinschaft“ und rufen euch alle wieder auf zum Wettbewerb „Schaffendes Deutschland“.

Alle Mann mitmachen!

Wandbilder:

Gemeinschaftsarbeit
- der 6. Klasse der Mädchen=Volksschule, Bamberg
- der 6. Volksschule, Berlin=Weißensee
- der 2. Mädchen=Mittelschule, Berlin=Steglitz
- der 18. Volksschule. Berlin
- der 55. Volksschule, Berlin
- der 6. Volksschule, Berlin=Weißensee
- der Klasse 5 der Hauptschule, Danzig=Hochstrieß
- der Johanna=Sebus=Schule, Duisburg
- der Klasse 1b der Knaben=Mittelschule, Essen=Süd
- der Klasse 4a des Kaiserin=Augusta=Gymnasiums, Koblenz
- der 7. Mädchenklasse der Buckarderschule, Würzburg
- der Oberschule, Luckenwalde
- der Luisenschule, Oldesloe
- der 5. Mädchenklasse der Hörmannschule, Kaufbeuren
- der 2. Mädchen= und Knaben=Bürgerschule, Eger
- von Schülerinnen, Bremen
- der Hauptschule für Knaben, Wien
- der 5. Klasse der Sammelschule, Ulm
- der III. Mittelschule, Erfurt
- der Klasse 5 der Staatl. Stefan=Waetzoldt=Oberschule, Danzig
- der Quarta der Jacob=Grimm=Schule, Kassel
- der 7. und 8. Schuljahre der Volksschule, Mömlingen
- der Knaben=Hauptschule 5, Linz
- der Schule I, Lüneburg
- der Aufbauschule, Memel
- der Klasse 5 der Körte=Oberschule für Mädchen, Königsberg i. Pr.
- der Klasse 1 der Lutherschule in Lauban

Wolfgang Lüthe, Travemünde
Arbeit der Schule Oedt, Bezirk Neudeck
Gemeinschaftsarbeit
- von Knaben der Volksschule, Troppau
- der 2. Knabenbürgerschule Saaz
- der 4. Klasse, Volksschule in Abtsdorf (Sudetenland)
- der Klasse 4a der Knabenvolksschule in Alt=Rohlau
- der 4. Klasse der Deutschen evang. Volksschule in Teplitz=Schönau
- der Aufbauschule in Weimar
- der Hans=Schemm=Schule in Innsbruck
- der Klasse 2 der Schule Schmidtstraße, Bremen
- mehrerer Klassen der Oberschule St. Michael, Paderborn
- aus Hagen

Bücher, Briefmarken u. ä.:

Dietrich Bohn, Sondershausen
für Arbeit: „Karte der deutschen Volkslieder und ihre Herkunft aus dem Gau Baden“
Xaver Vogel, Blaibach (Bay. Ostmark)
Klaus Horstmann, Oberhausen (Rheinland)
Krußmann, Rheinberg (Rheinland)
Werner, Zerbst
Ackermann, Zerbst
Elisabeth Karmalita, Zerbst
Karl Specht, Miltenberg
Günter Heinemann, Celle
Gerhard Hahn, Leipzig
Andreas Bückenberg, Kranzegg (Schwaben)
Pilz, Reichenberg
Tschörner, Reichenberg
Günther Streitberger, Rudolstadt
Fritz Zaubitzer, Klasse 7b der Oberschule, Weimar
Marie Aulmayr, Innsbruck
Else Zelger, Bochum
Anton Puringer, Wien
Fritz Kling, Ludwigsburg
Heiner Kling, Ludwigsburg
Erwin Milz, Leupolz (Württemberg)

Gegenstände aus deutschen Rohstoffen, gestiftet von der Reichsstelle für Wirtschaftsausbau:

Hufeland, Hersfeld
Waltraut Märtins, Rotenburg (Fulda)
Rosemarie Grete, Rotenburg (Fulda)
Christa Maria Seyffert, Berlin
Erika Hauer, Kleineibstein
Lydia Hauer, Kleineibstein
Elfriede Hinzmann, Allenstein (Ostpreußen)
Ida Grafenauer, Salzburg
Grete Sommer, Reichenberg
Ingeborg Wackwitz, Tübingen (Württemberg)
Margret Weiß, Rottenburg/N.
Irma Christian, Stuttgart=Ostheim
Gemeinschaftsarbeit
- der 2. Klasse der 20. Schule, Berlin
- Margarete und Erika Kohnke, Danzig=Schilditz
- der Volksschule, Köln=Kalk
- der Schüler der 1., 2. und 3. Klasse der Mädchen=Bürgerschule, Böhm. Kamnitz (Sudetenland)
- der Gewerbeschule, Heiligenstadt (Thüringen)
- der Georgi=Mädchenschule, Mühlhausen (Thüringen)
- der Mittelschule, Bersenbrück
- der Hohenzollernschule, Gelsenkirchen
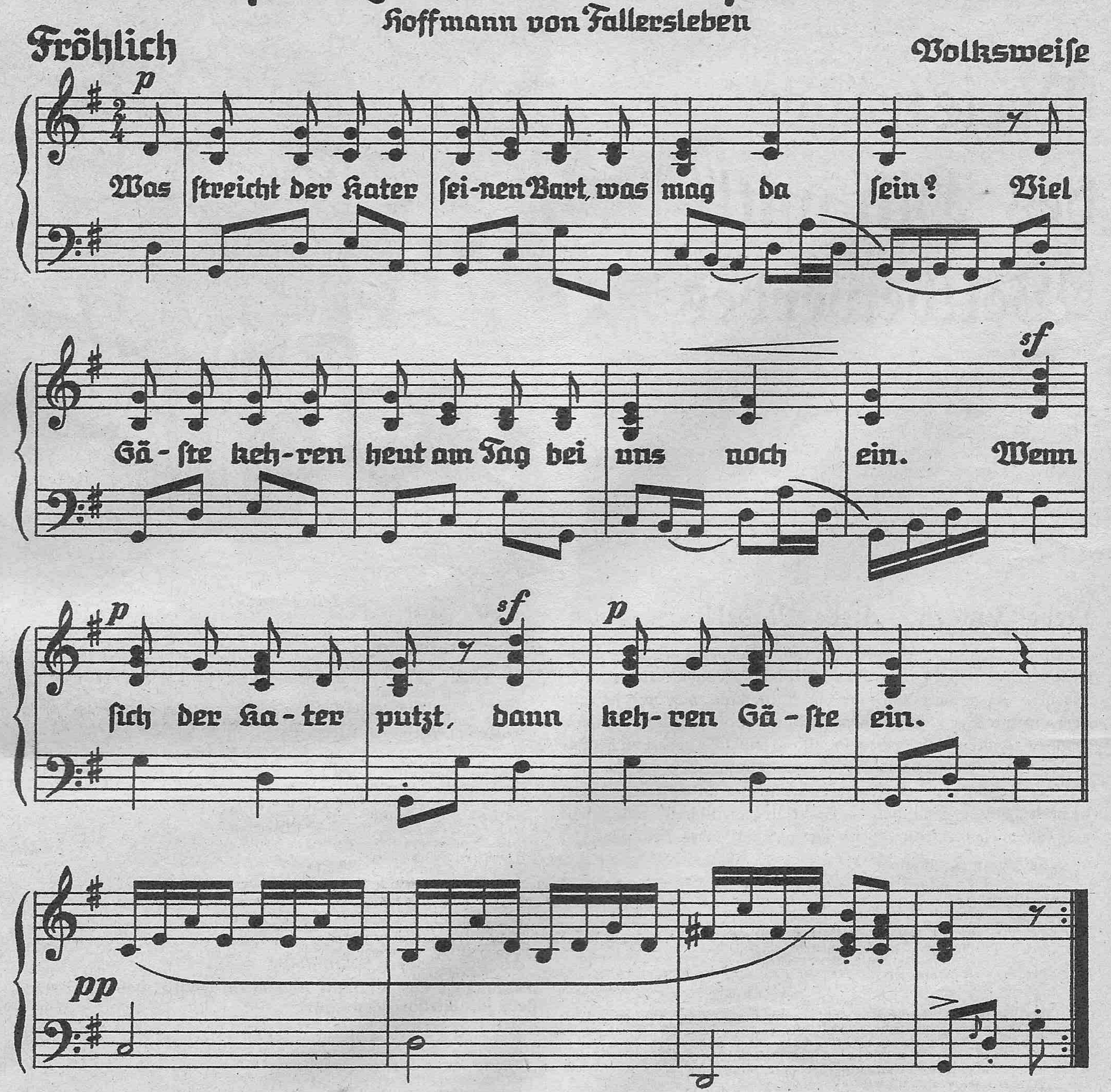
Barpreise im Werte von 20 RM.:

Gemeinschaftsarbeit der Staatslehrerinnen=Bildungsanstalt, Innsbruck
Franz Jordan, Innsbruck
Gretl Holzeis, Innsbruck
Gemeinschaftsarbeit
- der Staatslehrerbildungsanstalt, Innsbruck
- der staatl. Lehrerinnenbildungsanstalt, Innsbruck

Einen Druckfehler müssen wir auch noch berichtigen. Die Mittelschule an der Lorcher Straße, deren Gemeinschaftsarbeit einen Preis erhielt, liegt in Wiesbaden. Wir hatten sie versehentlich nach Darmstadt verlegt.

Was streicht der Kater seinen Bart

Hoffmann von Fallersleben



2. Und habt ihr denn wohl Kaffee auch
Genug gemacht?
An Zwieback und an Kuchen auch
Vorher gedacht?
Wenn sich der Kater putzt,
Dann kommen Gäst ins Haus.

3. Die Sonntagskleider ziehet an,
Geschwind, geschwind!
Da seht einmal, im Hofe schon
Die Fremden sind!
Wenn sich der Kater putzt
Dann kommen Gäst ins Haus.

4. O Kater sei ein andermal
Mehr auf der Hut!
Streichst künftig du dir spät den Bart,
Geht dirs nicht gut!
Wenn sich der Kater putzt
Dann kommen Gäst ins Haus.

Bankier und Bauer



Großvater Törnle stand zwischen dem Bankier und Bauern   Zeichnung: Stübba

Jahrhundertlang hatte sich das Besitztum der Törnlebauern in der Nähe Reichenaus an der Raxalp vom Vater auf den Sohn vererbt. Saat und Ernte, Wind und Wetter, Acker und Wiese, Vieh und Frucht, Milch und Käse, immer gleiche und dennoch immer verschiedene natürliche oder doch naturnahe Dinge machten den Inhalt ihres Lebens aus. Geld — nun ja, man kam, je länger desto weniger, um diese dumme menschliche Einrichtung herum. Aber wenn man schließlich wieder einmal zur Stadt hinabsteigen mußte, um einzukaufen, was an Unentbehrlichem nur dort zu haben war, dann fand sich im Bettstrohstrumpf als Erlös für Käse immer soviel, wie man brauchte. Falls aber zu einer größeren Beschaffung von Zeug, Schuhwerk und ähnlichem nicht genug beisammen war, erwies es sich meistens, daß just zur selben Zeit eine Kuh, ein Stier, ein Bullenkalb verkauft werden konnte oder mußte.

In dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts ließ der Baron Nathaniel Rothschild unweit Reichenaus den Bau eines Schlosses beginnen, das alle sommerlichen Gebirgswohnungen adliger und fürstlicher Wiener durch seinen Glanz beschämen sollte. Als der baronisierte Bankier zur ersten Besichtigung des bereits sehr weit gediehenen Prunkgebäudes nach Reichenau gefahren kam, stellte er fest, daß er — was ihm auf der Karte entgangen war — zur Abrundung seines Alpbesitzes auf alle Fälle den Wiesengrund des Törnlebauern brauche. Ohne die für einen Bauern recht ausgedehnte Törnlewiese glich das Schloßland einem Kunstblatt, aus dem der Wurm ein Stück herausgefressen hat. Keiner der vornehmen Gäste würde die Schönheit des Ganzen wahrnehmen und preisen, sondern jeder die an sich zwar geringfügige, aber durch nichts wegzuleugnende Beschädigung sehen und achselzuckend feststellen.

Der Wiener Bankier Nathaniel Rothschild schickte also seinen Förster mit dem Auftrag zum Törnlebauern, den begehrten Wiesengrund in seinem Namen zu erwerben. Äußerster Preis 50 000 Gulden. Wenn er, was höchst wahrscheinlich sei, davon etwas einspare, so falle ein nach der Größe des Ersparten zu bemessenes Geschenk für ihn als Unterhändler ab.

Der Förster wußte: Mehr als 30 000 Gulden war der ganze Besitz des Törnlebauern nicht einen einzigen Heller wert. Aber er wußte auch: Einen Gebirgsbauern konnte man nur bezwingen, wenn man so stürmisch aufs Ganze ging, daß der Niedergerungene erst dann, wenn sie nicht mehr rückgängig zu machen war, die Überrumpelung bemerkte. Der grünrockige Abgesandte des Wiener Bankiers beschloß daher, auf die Ersparung eines Teils der Kaufsumme zu verzichten. Hauptsache, daß sein Herr den Wiesengrund des Törnlebauern bekam! Wenn Baron Rothschild das begehrte Stück Erde nur erst zu eigen hatte, würde er sich ihm trotz der Verausgabung des Ganzen schon erkenntlich zeigen. Falls aus Ärger über das verschleuderte Geld nicht sogleich, dann vor Freude über den errungenen Besitz eben später. Aber nicht knausern beim Bieten. Er brauchte die Summe, welche er sich zur Betörung des dummen Bauern in bar zur Verfügung hatte stellen lassen, ja nicht selber zu bezahlen.

Als der Förster die Stube des Törnlebauern betreten hatte, das Gespräch über das Wetter, den Stand der Viehherde und das Befinden des in der Ofenecke hockenden Großvaters beendet war, bat er die Bäuerin, eine vierzigjährige, frische Frau, doch den Tisch, auf dem noch Schüsseln und Teller von der kaum beendeten Abendmahlzeit standen, ganz abzuräumen, zählte, sobald seiner Bitte entsprochen war, 50 000 Gulden in blanken Goldstücken und knitternden Scheinen auf die Tischplatte und sagte zu Mann und Frau: Das alles solle ihnen gehören, wenn sie ihren Wiesengrund, den sein Herr zwar nicht brauche, aber aus Liebhaberei ganz gern zu eigen hätte, dem Baron Rothschild zu Wien verkauften. Einstreichen das Geld und die Scheine, so wäre der ganze Handel abgeschlossen! Nur Quittung über den Empfang der 50 000 Gulden — jawohl: fünfzigtausend! — sei nötig. Und selbstverständlich im Laufe der Woche zu vereinbarter Stunde nach der Stadt kommen, um die Sache mit ihm, als dem bevollmächtigten Vertreter des Barons, vor dem Amtsrichter schriftlich zu machen.

Noch niemals hatte der Törnlebauer, ein zweiundfünfzigjähriger, breitschultriger, stachelhaariger Mann, so viel Geld auf einem Haufen gesehen. 50 000 Gulden? Fast das Doppelte dessen, was sein ganzes Besitztum wert war, für den Wiesengrund? Der Herr Baron in Wien war offenbar verrückt geworden! Oder

hatte — mochte Gott im Himmel feststellen, auf welche Weise! — so viel Geld verdient, daß er selber nicht mehr wußte, wieviel. 50 000 Gulden? Zugreifen! Ehe der Tisch da vor seinen Augen mit dem Geld, wie das Tischleindeckdich im Märchen, wieder verschwand!

Schon streckte der Törnlebauer beide Hände aus, um das Geld an sich zu reißen, so schnell es ging, in Sicherheit zu bringen. Da sagte die Bäuerin: „Tu's nicht!"

„Warum nicht?" fragte der Mann empört.

„Tu's nicht!" wiederholte die Frau.

Und noch ehe der Bauer sich entscheiden konnte, ob er die ausgestreckten Hände zurückholen oder den Weg zum Geld hin zu Ende gehen lassen sollte, rief von der Ofenecke her der achtzigjährige Großvater mit der hohen, hellen Stimme eines Achtjährigen: „Hör auf die Bäuerin! Tu's nicht!"

Der Sohn sah den Vater an. Worte hatte der Alte in sich nun nicht mehr. Deshalb nickte er zur Bestätigung seines Rufes mit dem Kopf. Das sollte nur ein einziges Mal geschehen. Aber es ging dem Törnlegroßvater wie den geschnitzten Holzmännchen, welche man Kindern zu Weihnachten schenkt. Wenn man die mit dem kleinen Finger an den Wackelkopf stößt, so vermögen sie aus eigener Kraft dem Nicken nicht Einhalt zu gebieten. Den Ältesten vom Törnlestamm hatte eine unsichtbare Hand angestoßen, daß er dem „Tu's nicht!" der Bäuerin Zustimmung nickte. Er machte also mit dem Kopf ab — auf, ab — auf, ohne ein Ende zu finden, so daß die Frau zu ihm hinlaufen, ihre Arme um ihn legen, ihre runde, rote Wange an seine eingefallene, graue Backe legen und dem immerfort nickenden Greisenkopf mit liebevollem Bedrängen die Ruhe zurückgeben mußte.

Als es gelungen war und die Bäuerin wieder am geldbedeckten Tisch stand, sagte der Törnlebauer zu dem Unterhändler des Barons Rothschild: Da Vater und Frau den Verkauf nicht wollten, so sei ihm der Wiesengrund nicht feil. Gegen den Willen eines von ihnen handeln — ja, gegen den Willen beider — nein!

Der Förster mochte die getroffene Entscheidung des Törnlebauern lächerlich machen, soviel er wollte, mochte den Gebirgsmann dumm, bockbeinig, hirnverbrannt nennen, so heftig das in Gegenwart einer Frau sein konnte. Es blieb ihm schließlich nichts übrig, als das ausgebreitete Geld wieder auf Haufen zu sammeln, einzustecken und unverrichtetersache heimzugehen.

Da der Abgewiesene seinem Herrn von dem Ausgang des Handels berichtete, war Baron Nathaniel Rothschild der Überzeugung, daß nur Ungeschicklichkeit des Beauftragten den Abschluß des notwendigen Kaufes verhindert habe.

Der Förster beschwor hoch und heilig das Gegenteil: Niemand hätte es besser machen können! Der Wiesengrund des Törnlebauern sei eben unverkäuflich. Geld spiele dabei weder so noch anders eine Rolle.

Der Bankier lachte: Alles auf der Welt sei für Geld zu haben! Es komme nur auf zweierlei an. Einmal: Genug bieten. Zum andern: In der richtigen Art bieten. An einem oder an beidem habe es bei der ersten Verhandlung offenbar gemangelt. Wenn, wie der Förster behauptete, wirklich keine Ungeschicklichkeit unterlaufen sei, müsse er eben zulegen. Wieviel, werde sich zeigen.

Wann, bei welcher Gelegenheit?

Wenn er selber mit dem dickschädligen Bauer um die Wiese handle, gab der seiner Sache sichere Bankier zur Antwort.

Der Herr Baron wolle wirklich, wolle selber nach Reichenau fahren, wolle mit dem Törnlebauern um den Wiesengrund ...?

„Natürlich!" fiel Nathaniel Rothschild seinem Förster in die Rede. „Noch nie in meinem Leben habe ich etwas, das ich besitzen wollte, nicht gekriegt."

„So wird dies das erste Mal sein. Herr Baron unterschätzt als Stadtmensch die Erdverwachsenheit des Bauern."

„Falsch prophezeit! Mein Herr Förster unterschätzt als Waldmensch die Macht des Geldes!"

Eine Woche später fuhr Nathaniel Rothschild bei dem Törnlebauern in der Nähe Reichenaus an der Raxalp vor. Der rief seine mit Kartoffelsammeln beschäftigte Frau in die Stube. Großvater saß, wie immer, in der Ecke neben dem Ofen, der seinetwegen schon geheizt war.

Der Bankier aus Wien begann auf den verweigerten Wiesengrund zu bieten: 55 000 Gulden — 60 000 Gulden. Der Mann war innerlich umgefallen. Das sah man, ohne daß er ein Wort gesagt hatte. Jetzt galt es nur noch die Frau gewinnen. 65 000 Gulden — 70 000 Gulden — 75 000 Gulden. Da fiel auch die Frau um. Eine Sünde, sagte sie zu sich, das viele Geld, das ihnen der Zufall in den Schoß schüttete, nicht zu nehmen! Man konnte den Rest des Bauerngutes verkaufen, verschleudern, verschenken, wenn man ihn ohne die Wiese nicht los wurde — konnte in die Stadt ziehen und mit den Kindern dort ein Leben führen herrlich und in Freuden. Baron Nathaniel Rothschild hörte diese unausgesprochenen Worte, hielt mit dem Bieten inne und stellte fest: Gewonnenes Spiel! Was hatte er dem Förster gesagt? Alles auf Erden ist für Geld zu haben, wenn man auf richtige Weise genug bot! Der Bauer sah die Bäuerin fragend an. Die nickte. Einmal nur. Sehr kurz, daß der Großvater in der Ofenecke, an dessen unaufhörliches Kopfnicken bei der Verhandlung mit dem Förster sie, über und über erglühend, plötzlich denken mußte, es nicht gewahrte. Scheu sah sie zu dem Achtzigjährigen hinüber. Der rührte sich nicht. War wohl wieder einmal eingeschlafen!

Der Bankier schrieb ein Akzept über 75 000 Gulden aus und hielt es dem Verkäufer des Wiesengrundes hin. Der schüttelte den Kopf und sagte, das sei doch kein Geld, sondern ein Stück Papier! Baron Nathaniel lachte: Das Papierchen da sei, mit dem Namen Rothschild darunter, auf der ganzen Erde ebenso gut wie Geld. Er werde es erleben, wenn er damit in die Stadt zur Bank gehe. Nehmen, daß der Handel perfekt wurde, er habe es eilig!

Ehe der Bauer die Bäuerin ansehen und feststellen konnte, ob auch sie dazu Ja und Amen nickte, kam ein Geräusch vom Ofen. Der Großvater, den sie beide allabendlich aus seinem Stuhl hochheben und mit fürsorglichem Stützen in die Schlafkammer geleiten mußten, stand nach Jahren zum ersten Male aus eigener Kraft auf seinen Füßen. Stand nicht nur, sondern begann zu gehen, zum Tisch hin zu gehen. Die Bäuerin lief dem Alten entgegen, um wenigstens ihren Arm unter seinen Arm zu schieben und zu verhüten, daß es ein Unglück gebe. Aber der Törnlegroßvater wehrte ab. Den schwersten Gang seines Lebens wollte er ohne fremde Unterstützung vollbringen. Wider alle Erwartung gelangte der alte Mann, der seit Jahr und Tag keinen Schritt ohne Hilfe zur Rechten und Linken getan hatte, ungefährdet bis zum Tisch.

Als Großvater Törnle zwischen dem Bankier und dem Bauern stand, klammerte er sich mit beiden Händen an der Tischplatte fest. Dann, sobald er genug Atem zum Sprechen in sich gefunden hatte, sagte er: „Und was wird hernach — wenn wir keine Wiese mehr haben — mit unserm Mist?"

„Verkaufen!" gab der Bankier leichthin zur Antwort.

„Die Bauern machen selbst Mist genug, und die Stadtleut' brauchen keinen."

„Liegenlassen, bis er verkommt! Könnt euch auf meine Kosten ja künftig den Luxus leisten."

„Mist wird, wenn man ihn liegenläßt, von Jahr zu Jahr besser. Was, Herr Bankierbaron, wird, wenn die Törnlebauern keine Wiesen mehr haben, mit ihrem Mist?"

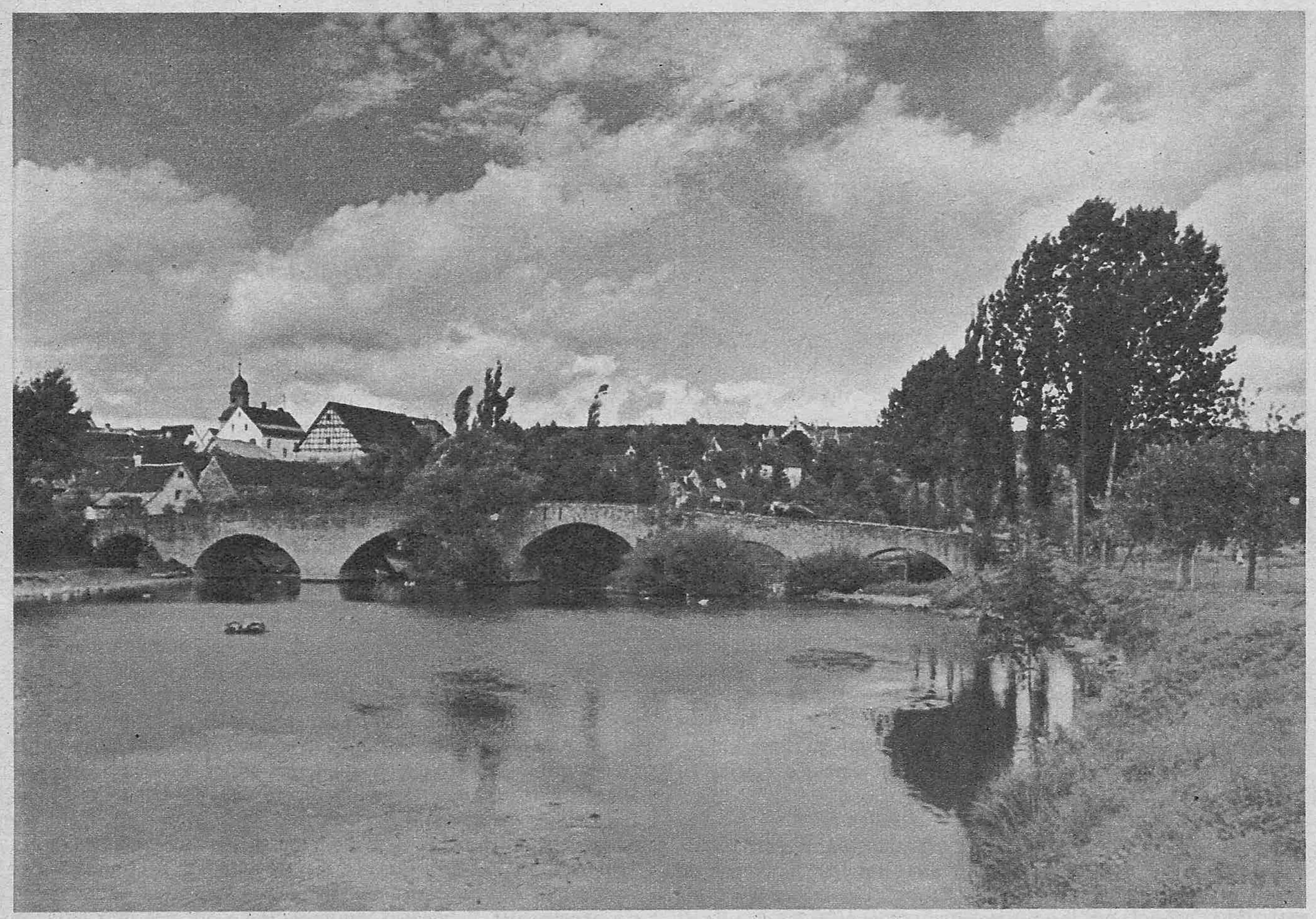
„Verbrennen, falls er nicht anders aus der Welt zu schaffen ist!"

Da fiel der Großvater hintenüber. Glücklicherweise auf den Stuhl, welchen seine Schwiegertochter, die schon eine Weile das Umfallen befürchtet hatte, hinter ihn geschoben hatte, so daß er keinen Schaden nahm. Den Mund tat der Älteste des Törnlegeschlechts nun nicht mehr auf. Atem zum Sprechen hatte er noch in sich. Aber mit einem Menschen, der das kostbarste Gut des Bauern — Mist — vernichten wollte, auch nur eine Silbe zu reden — sinnlos!

Dem Sohn aber war über dem Tun und den Worten des Vaters bewußt geworden, welches Verbrechen, welche Sünde er hatte begehen wollen. Als der Bankier Rothschild ihm erneut das Stück Papier hinhielt, von dem er behauptete, daß es 75 000 Gulden wert sei, da gab der Törnlebauer ihm denselben Bescheid wie dem Förster: „Der Wiesengrund, der nicht mir gehört, sondern unserm Geschlecht, ist für Geld nicht feil." Und blieb trotz allem Bedrängen bei diesem Wort.

Baron Nathaniel Rothschild hat das Schloß an der Raxalb, als es — unter vielfachen, plötzlich anbefohlenen Beschränkungen — vollendet war, nicht bezogen. Weil er die Freude an einem Besitztum verloren hatte, dessen Rand nicht gerundet, sondern von fremdem Besitz zerfressen war? Weil das Erlebnis, daß doch nicht alles auf der Erde für Geld zu haben sei, wie ein Dorn in seinem Ich stak, der nicht herauszuziehen war, sondern schwärte, schwärte? Wer will antworten! Gewiß ist dies: Der Wiener Bankier verschenkte, zu einer wohltätigen Stiftung umgewandelt, das Reichenauer Schloß. Das ist, weil während des Krieges und in der Inflationszeit die Mittel zu seiner Erhaltung fehlten, inzwischen zur Ruine geworden.

Die Törnlebauern aber, welche die 75 000 Gulden in den Stromschnellen der Zeit längst bis auf den letzten Heller verloren hätten und, da das Besitztum der Väter ohne den Wiesengrund nicht hätte bestehen können, sicher verdorben, verstorben wären, die Törnlebauern fahren auf den unverkauften Wiesengrund jahraus, jahrein ihren Mist.



Jagsthausen mit der alten Brücke. Ein reiches schwäbisch-fränkisches Bauerndorf

Otto Rombach:

Im Lande des Ritter Götz

Eine ganze Reihe eisenschwerer Ritter aus dem Hause Berlichingen hat im Kloster Schöntal ihre Ruhestatt gefunden, weil die Mönche dieser tief und abgeschieden in den Jagstgrund eingebetteten Abtei mit einem sagenhaften Urahn den Vertrag geschlossen haben, daß ein Mönchsgeleit den jeweils heimgegangenen Ritter dort ins Erdreich betten solle. Die Zahl der Ritter, deren Tafeln einen ganzen Kreuzgang füllen, könnte nun ein ganzes Fähnlein bilden, so viele Berlichinger traten unbekannt zurück in die Geschichte und in die Vergessenheit. Bestimmt war jeder dieser Männer, die mit Panzer und Gewaffen in Stein gehauen vor uns stehen oder knien, ein ehrenwerter, sattelfester Gegner. — Wenn sie sich, wie ihre Bilder, gleichen, so muß Gottfried — Goethes „Götz" — von seinem Vater sehr viel mitbekommen haben, der mit derselben Barttracht und mit dem gleichen kantigen Gesicht, ja, der in gleicher Kleidung und genau so wie sein berühmt gewordener Sohn auf seinem Grabstein abgebildet ist.

Denn demutsvoll mag dieser Götz gewesen sein, als er jahrzehntelang gefangen auf Burg Hornberg saß, hoch über Fluß und Rebengärten, durch Eid verpflichtet, die Gemarkung nicht zu überschreiten, ein ritterlicher Häftling, der sein Wort hielt, der voller Ingrimm auf den Neckarfluß hinunterstarren mochte, wo flachgebaute Schiffe und Flöße aus dem Schwarzwald dem Rhein entgegentrieben. Von hier aus blickt man auf die Deutschherrenebene, ein sattes, weizengelbes Fruchtland mit Dörfern und Gehöften, Wäldern und Gehölzen und mit Apfelbäumen, deren Kronen aus jedem Acker ragen. Jenseits über dem Neckar recken sich am Berg die malerischen Türme der mittelalterlichen Reichsstadt Wimpfen auf. Über die zerfallenen Mauern der Stauferpfalz ist Efeu hingewachsen; nur die kurzen Säulen der runden Fensterbogen leuchten in das Tal.

Die weite Fernsicht über dieses hügelreiche Tal des Neckars mag der eingesperrte Götz genossen haben, während er mit Unrast durch den Wehrgang schritt. Nun scheint die Sonne in die zerstörten Burggemächer. Durch die Mauerluken schieben schwere, erzene Kanonenrohre ihre Münder, Feldschlangen, deren Pulverlöcher längst verstopft sind. Gesträuch und Unkraut wuchert zwischen dem Gemäuer, aber immer noch erheben die runden Türme ungebrochen ihre kecken, spitzen Dächlein übers Land, als lugten sie hinüber in den Jagstgrund, wohin der Ritter schauen mochte, weil dort seine Dörfer, Schlösser, Burgen und die Türme lagen und weil dort, in seiner Heimat, die Bauern zu ihm kamen, um ihre Not hinauszuschreien, jene Bauern, für die er in den Sattel stieg und in den Kampf hineinging, der mit der Gefangennahme endigte, mit dieser aufgezwungenen Muße auf Burg Hornberg.

Hier schrieb er seine Lebensbeichte, knorrig einfach und von der Weisheit des Verzichtenden durchleuchtet, der nicht nachgab, als ihm die Hand zerschlagen wurde, der sich verraten und mißbraucht sah, als der Bauernkrieg in blutigen Gemetzeln zusammenbrach, und der als Greis noch seinem Pferd die Sporen gab, um in den Türkenkrieg zu reiten.

Dieser Götz war einer jener Ritter, die nicht höfisch und verzärtelt, sondern bauernhafte Kerle waren, Kampfhähne bis zum



Schloß Jagsthausen
mit dem Rasenplatz, auf dem früher die Ritterspiele stattfanden



Berlichingen. Das Dorf, nach dem die Ritter ihren Namen führten

Äußersten, wenn es not tat, unzähmbar und wenig höflich, aber ritterlich gerecht aus schlichtem Herzen. So ähnlich ist das Bild, das wir vom Berlichingen haben: Er war unbeugsam, kurz besonnen und dennoch tief bedenkend; so ist er auch im Urgötz und in Goethes „Götz von Berlichingen" noch lebendig, halb Schwabe, wenn es um Besinnlichkeit, Gutherzigkeit und um Gerechtigkeit gegangen ist und ums Dazwischenschlagen auch, halb Franke, wenn das Temperament aus ihm hervorbrach. Welchem von den beiden Stämmen, an deren Grenze er geboren wurde, der berühmt gewordene Ausspruch entsprang, ist hier nicht zu untersuchen. Aber auch das derbste Wort der deutschen Sprache gehört zu seinem Wesen.

In Möckmühl steht der Turm, aus dessen höchstem Fenster es gerufen wurde. Man tappt auf einer schweren, ausgetretenen Eichentreppe, die nicht mehr sicher ist und trotzdem standhält, im Dunkeln in das kleine Turmgemach hinauf, um in der Tiefe die malerische Ortschaft mit ihren Ziegeldächern zu erblicken, die Jagst mit ihren Bauerngärtlein, wo Herden weißer Gänse im Gänsemarsch zum Wasser watscheln. Ringsum entfaltet sich die lichte Versonnenheit des Jagsttals mit seinen Pappelgruppen, Weingärten, Feldern, alten Mühlen und gebeugten Brücken, die so alt sein mögen wie die Sockel dieses Bergfrieds.

Hier, wo sich nun ein neuer und gepflegter Schloßbau in die Bäume schmiegt, saß Götz als Vogt; von hier aus überschaute er die Lande seiner Väter, eine Landschaft voller Fruchtbarkeit und Schönheit, die von dem Schnellzugsnetz der Gegenwart nur angeschnitten wird und stillen Wanderern noch zu erschließen vorbehalten ist. — In weiten Bögen windet sich die Jagst durch sanfte Wiesengründe und durch Wälder, ein stiller Bach mit Spiegelbildern von barocken Brückenheiligen, von bunten Gärten und Bauernhäusern ruhevoller Dörfer, in denen Most und Wein gekeltert wird und wo die Scharen fetter Gänse auf den Wehren der Mühlen und im Gänsegarten die Ländlichkeit verkünden. Der Jagstgrund ist ein Zipfel Württembergs, den man kaum kennt, ein abgelegener Landesteil wie manche andere. So war es schon zu Götzens Zeit, als er in Möckmühl auf dem Turm saß und getreu für seinen Herzog bürgte.

Es war nicht schwer, den Heißsporn in des Herzogs letztem Winkel durch die Schilderung der bäuerlichen Leiden aufzustacheln und ihn für die gerechte Sache zu gewinnen. In engster Nachbarschaft mit seinen Bauern lebend, wußte er, was not tat; als Vogt hat er gesehen, wie man es treiben konnte, um den Bauern auszupressen und zu schinden. Daß ein paar Meilen weiter, in Neckarsulm und Weinsberg, dieselben Bauern höllisch hausten, war nicht seine Schuld. Er hat dafür auf Hornberg, als man ihn in Augsburg gezwungen hatte, Urfehde zu beschwören, lange genug gebüßt.

Das Jagsttal ist sein Jugendland gewesen. In Berlichingen wird noch das Haus gezeigt, wo er zur Welt gekommen sein soll, ein mauernstarker Steinbau mit kühlen Räumen und mächtigen Gewölben. Es ist zum Hauptgebäude eines Bauernhofs geworden; zweistöckig überragt es alle Giebel, und die mit farbenfrohen Streifen bunt bemalten Fensterläden erinnern uns an Lanzenfähnlein, wie sie die Ritter im Kampf und bei Turnieren trugen. Sie passen gut an dieses Haus mit seinem Fachwerk und mit der Rebenlaube, die den Eingang überwölbt. Im Schatten dieses Weinlaubes wird uns die ganze Saftigkeit der Landschaft offenbar, wo sich die Fliederbäume und das Spalierobst um die Häuser drängen.

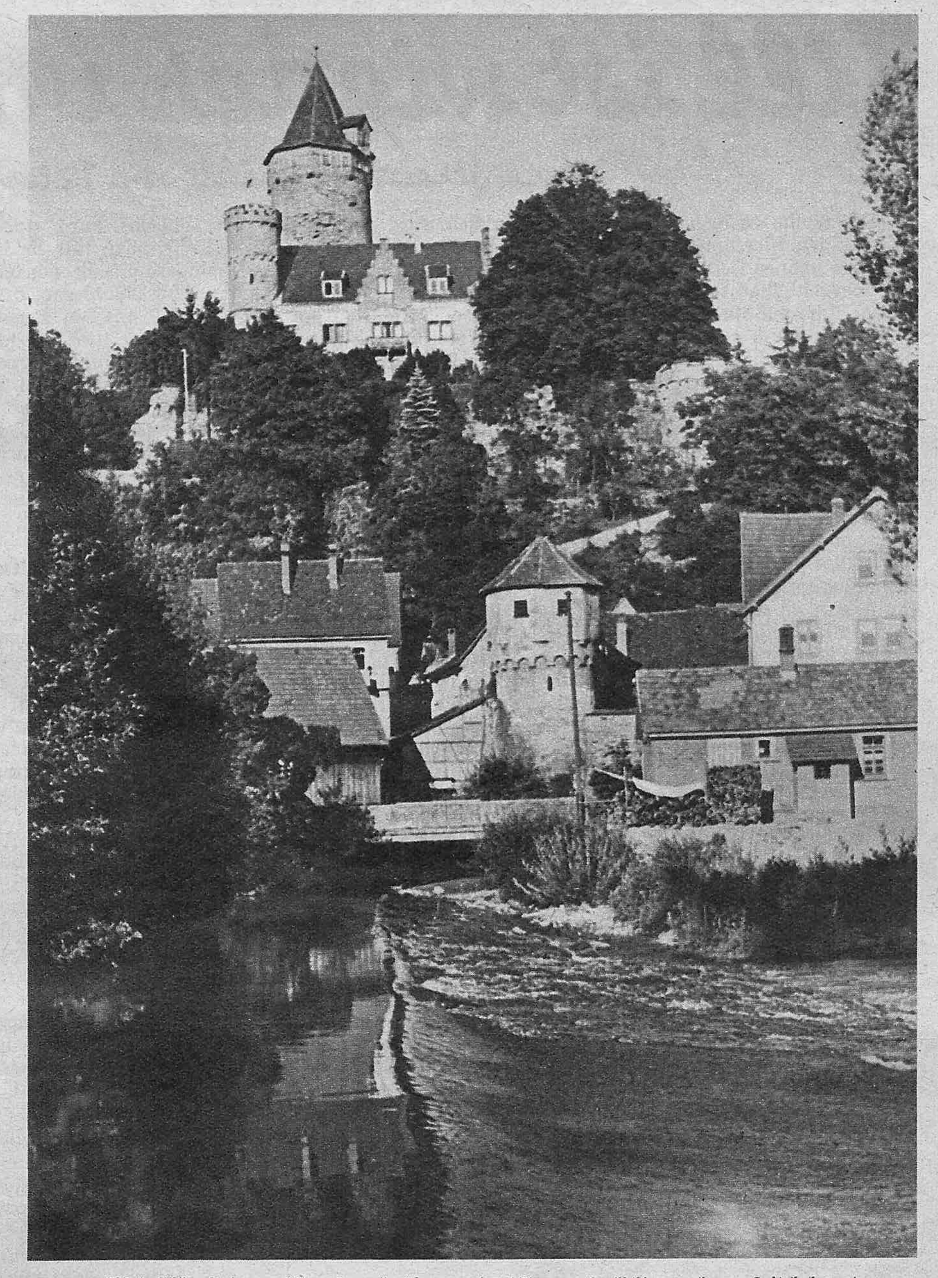
Schloß Jagsthausen, wo der junge Götz heranwuchs, trägt noch heute alle Zeichen eines Herrensitzes an sich. Unter edlen Tannen und anderen seltenen Bäumen, von Rasenplätzen mit leuchtenden Beeten stimmungsvoll umschlossen, birgt sich das Schloß mit seinem Treppengiebel, das ehemals Jaxthausen hieß. Hier war der Anger, der vom Waffenlärm und Rossestampfen der Turniere widerhallte. Nun mühen sich be-



Das Geburtshaus des Götz
wird heute von einer Bauernfamilie bewohnt



Eines der alten Geschütze auf Burg Hornberg

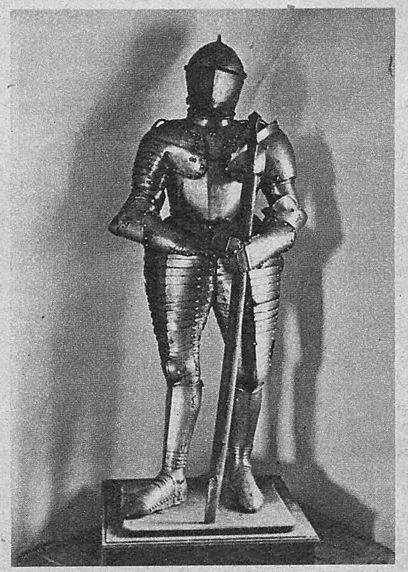


Möckmühl mit dem „Götzenturm". Hier wurde Götz von Berlichingen lange Zeit belagert

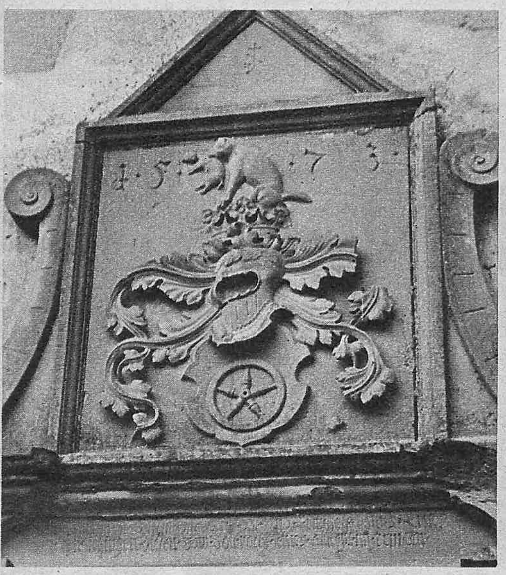
Aufnahmen: Foto-Roma

sorgte Gärtner um Palmen in versenkten Kübeln, und Pfauen überqueren würdevoll den Weg. Im Rittersaal, der auf gedrehten Säulenbalken ruht, sieht man die alten Deckenbalken noch. Hier finden wir das Wappenrad der Berlichingen, das über manchem Haustor dieser Gegend in Stein gehauen ist, auf Fähnlein und Kamin. Und hier liegt auch die Eisenhand, die sich der Ritter Gottfried machen ließ, ein Kunstwerk der Mechanik. Denn alles Basteln war vergeblich, als sie von einem Fachmann unserer Zeit zergliedert worden war, der ihr Geheimnis lösen wollte. Es gelang nicht mehr, die Zangenfinger so beweglich einzusetzen, wie sie waren. Nun lahmt die Eisenhand. Sie ist Museumsstück geworden. Sie hat schon lange ausgedient.

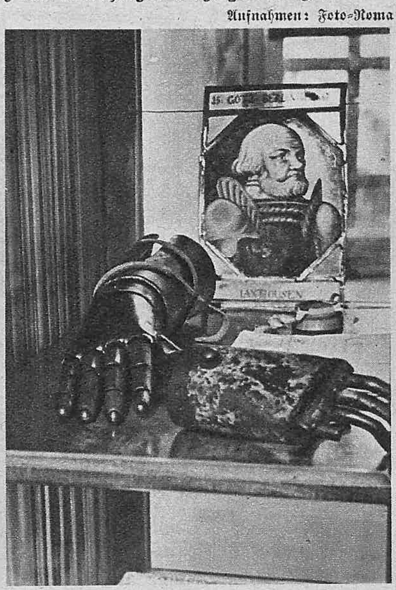
Auf diesem Eisenhandschuh kniend hat der Steinmetz den Ritter Götz auf seinem Grabmal abgebildet, und es ist bezeichnend, daß er ihm zwei wohlgeformte Hände meißelte. So unterscheidet er sich nicht von seinen Vätern oder Enkeln, die neben ihm in Schöntal ruhen. Nur sein großes Herz hat ihn herausgehoben aus der Reihe, weil alle großen Taten aus einem großen Herzen kommen.



Die Rüstung des Götz



Das Wappen am Burgtor



Die Eiserne Hand

Till ist wieder im Lande

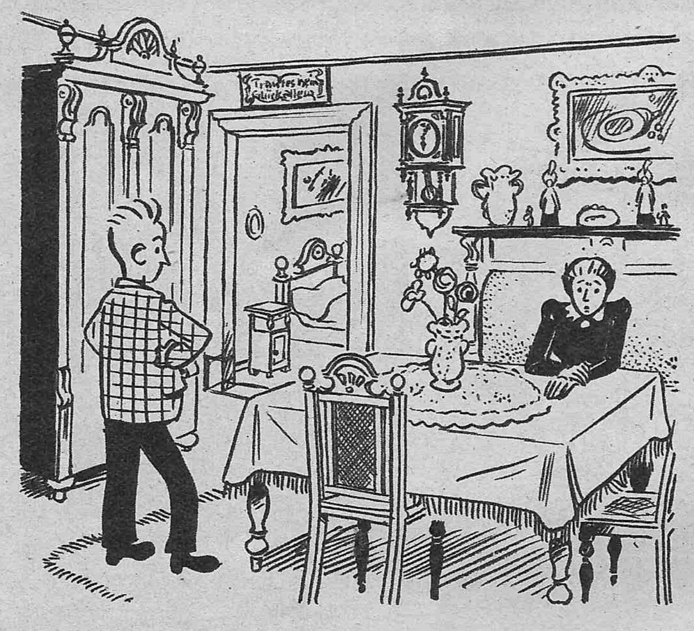
Neue Streiche, erzählt von Peter Osten

Die Wohnung ist das Heim jedes Menschen. Hier muß er sich wohl fühlen, hier muß er im wahrsten Sinne des Wortes daheim sein. Ein schönes Heim ist die beste Erholung von des Tages Mühe und Sorgen. Man kann ein altes Sprichwort daraufhin abändern: „Sage mir, wie du wohnst und ich will dir sagen, was du bist."

Niemand soll da kommen und behaupten, man könne nur mit viel Geld eine schöne Wohnung einrichten. Das ist nicht wahr. Wer Geschmack, wer Wohnkultur besitzt, der kann sich sein Heim mit den einfachsten und billigsten Mitteln zu einer wahren Stätte der Ruhe und Erholung einrichten. Er kann sich eine Wohnung schaffen, an der er und alle anderen ihre Freude haben.

Till ist viel im Lande herumgekommen. Er hat Wohnungen über Wohnungen kennengelernt. Wenn er auch immer nur in Untermiete wohnte, so sah er dennoch die anderen Räume. Mehr als einmal konnte er den Vermietern raten, und sie nahmen stets diesen Rat freundlich an. Mit ein paar Handgriffen ließ sich bisher jede Wohnung ändern, sah danach noch einmal so schön aus. Oft lag es nur an Kleinigkeiten. Ein falsch gestellter Schrank, ein kitschiges Bild, falsch gewählte Gardinen und Vorhänge, ein fehlender Teppich usw. — waren sie geändert oder herbeigeschafft, fand selbst der voreingenommenste Wohnungsbesitzer sein Heim bedeutend hübscher und gemütlicher. Aber nicht jeder ist für guten Rat empfänglich. Es gibt nun einmal Menschen, die grundsätzlich unbelehrbar und stets einen Trotzkopf aufsetzen, wenn man ihnen ehrlich helfen will. Sie glauben keinen Rat nötig zu haben und sehen daher jeden Rat als eine Bevormundung an, gegen die sie sich wehren. Ein solcher Mensch ist der ehemalige Bürobeamte Friedrich Krause. Gewiß, er ist in Ehren alt und grau geworden und lebt jetzt von seiner Rente ruhig und zufrieden dahin. Er ist ein guter und vorbildlicher Vater. Seinem Schwiegersohn hat er sogar einen Teil der Wohnung eingeräumt. Damit hat er ihm und natürlich auch seiner Tochter einen großen Gefallen getan. Wohnungen sind rar, und wahrscheinlich hätten die beiden noch eine ganze Weile mit ihrer Hochzeit warten müssen, wenn nicht der gute Vater Krause bereitwilligst eingesprungen wäre.

Also nichts gegen Vater Krause. Darin ist er ganz groß. Nur einen Fehler hat er noch, und das ist der: Vater Krause hat seiner Tochter einen Teil seiner Möbel als Aussteuer mitgegeben. Auch schön und anerkennenswert. Aber eine Bedingung hat er gestellt. Nämlich die, daß diese Möbel nie verkauft und niemals geändert werden dürfen. „Wehe läßt ihr meine guten, alten Möbel von einem Tischler umarbeiten", droht er, wenn diese Frage von den beiden nur gestreift wird. „Die Möbel waren dreißig Jahre gut genug für mich, da werden sie wohl auch gut genug für euch sein." Damit ist für ihn der Fall erledigt.



„Die Wohnung ist so ungemütlich", klagt die Frau

Till hört durch einen Zufall ein Gespräch des jungen Paares an. Er hört, wie sie hin und her reden, überlegen und beratschlagen, wie sie sich damit abfinden können.

„Die Wohnung ist so ungemütlich", klagt die junge Frau. „Überall auf den Verschnörkelungen der Möbel sammelt sich der Staub, und es ist sehr schwer, ihn mit dem Staubtuch zu entfernen. Viel Zeit geht dabei verloren."

„Die Plüschmöbel sind auch nicht gerade schön", meint der Mann. „Das ist ja die reinste Staubwolke, wenn man sich setzt." Dabei weiß er genau, daß seine Frau daran keine Schuld trägt. Sie ist sauber und arbeitet sich im Haushalt stets hundsmüde. Das aber will er nicht. „Diese verflixten alten Möbel", schimpft der Mann, „man sollte sie einfach zerhacken und verbrennen, zu mehr sind sie ja nicht wert."

Da mischt sich Till ins Gespräch. „Sachte, sachte", sagt er, „wer wird denn immer gleich zerhacken. So dick hat es doch keiner. Sie sehen beide nicht so aus, als wenn Sie Ihr Geld zum Fenster hinauswerfen könnten."

Die beiden verneinen. „Was sollen wir aber machen?" fragt die junge Frau. „So kann es doch nicht immer bleiben." Bereitwillig setzt ihnen Till nun lang und breit auseinander, wie man aus alten Möbeln neuzeitliche fertigen kann. Auch hierzu genügen ein paar geschickte Hände, ein paar sehende Augen und der Wille. „Man kann alles", sagt der Till, „man muß es nur wollen. Wer frühzeitig die Flinte ins Korn wirft, der wird nie erfolgreich sein. Ausdauer und Geduld sind nie von Schaden. Das trifft bei jedem und für jeden Fall zu."

Er beweist seinen Zuhörern, daß man mit wenigem Aufwand aus alten Möbeln eine wunderschöne neue Zimmereinrichtung schaffen kann, die alle nur möglichen Vorteile besitzt. Aus alten Matratzen lassen sich durch untergestellte Klötzer neue und bequeme Sitzplätze und Schlafgelegenheiten anfertigen. Von alten Schränken kann man ohne große Mühe die völlig überflüssigen Schnörkel entfernen, alte Plüschsessel lassen sich in neue Stühle verwandeln. Kurzum, wenn man nur will, kann man alles schöner, bequemer und gemütlicher gestalten.

Die beiden jungen Leute möchten schon gern. „Aber", so wirft der Mann ein, „so schön es wäre und so recht Sie haben und mir Ihre Vorschläge gefallen und einleuchten, wir können sie nicht befolgen."

So erfährt Till von Vater Krause und seiner Bestimmung. Er überlegt mit, wie sie den alten Herrn herumkriegen können. Aber nichts scheint das Geeignete zu sein. „Vater ist furchtbar böse mit uns, wenn wir die von ihm geschenkten Möbel ändern." Das ist die übereinstimmende Antwort der beiden jungen Menschen.

Da hilft also nur noch ein Streich. „Ich helfe euch", sagt Till und fordert Säge, Hammer und anderes Werkzeug. Zögernd bringt der Mann es herbei. Er befürchtet immer noch, daß Till in ihrer Wohnung die Möbel bearbeiten will. Der aber denkt gar nicht daran. Er nimmt dankend das Werkzeug entgegen und verschwindet dann in der Wohnstube des Vaters. Klack — schließt die Tür, ein Schlüssel wird herumgedreht, und dann stehen die beiden allein auf dem Flur und sehen sich erschrocken an. „Wenn das nur gut geht!" denken sie bei sich.

Drinnen im Zimmer Vater Krauses ist Till eifrigst am Werk. Das geht alles wie am Schnürchen, und wenn alles klappt, hat Till innerhalb von zwei Stunden alle alten Möbel soweit bearbeitet, daß sie in ihrer früheren Form nicht mehr zu gebrauchen sind. — Und Till schafft es. Nach zwei Stunden tritt er froh heraus und bittet die beiden jungen Menschen, das Zimmer zu besichtigen. Denen verschlägt es zuerst die Sprache. Das ganze Zimmer ist bedeckt mit Säge- und Hobelspänen. Von allen Möbeln sind die Schnörkel entfernt. Die Gipsbüste und Kitschbilder liegen verpackt in einer Ecke. Kurz gesagt: Das Zimmer ist auf den Kopf gestellt.

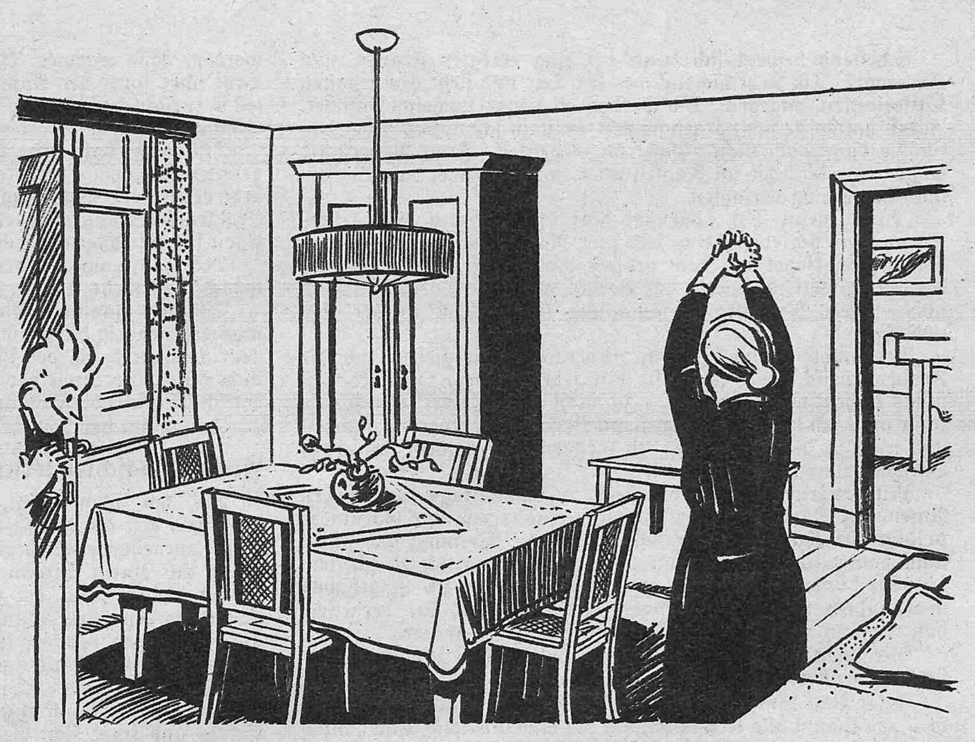
„Teufel auch", kratzt sich der Mann am Kopf, „wenn jetzt der Vater kommt, kriegt er vor Wut einen Tobsuchtsanfall. Es ist bloß gut, daß er gerade auf vier Tage verreist ist. Da kann man ihm noch vorsichtshalber einen Brief schreiben. Nein, lieber Mann, das hätten Sie doch nicht tun sollen. Jetzt wird uns Vater bestimmt an die frische Luft setzen."

„Reden Sie keinen Unsinn", antwortet Till, „wenn Ihr Vater zurückkommt, ist seine Wohnung in Ordnung. Sie müssen mir nur dabei helfen."

Das will der gern, denn nichts ist ihm unerwünschter als Ärger mit dem Vater. Drei Tage arbeiten Till und der Sohn eifrig miteinander. Sie streichen, hämmern, putzen. Am dritten Tage liegt das Zimmer in hellstem Scheine da.

Die junge Frau schlägt, als sie ins Zimmer tritt, vor Verwunderung die Hände über den Kopf zusammen. „Ist das jetzt schön!" ruft sie froh. „Da wird sich Vater aber freuen." Nun, ganz so groß ist bei dem die Freude gerade nicht. Zuerst sieht es aus, als wenn der alte Krause platzen wolle. So rot läuft er an. Dann aber scheint er sich zu besinnen und verschwindet schweigend in seinem Zimmer. Die nächsten Stunden ist er nicht zu sehen.

Am Abend sitzen die jungen Krauses gedrückt am Abendbrottisch zusammen. Was mag mit dem Vater los sein? Auch Till, der miteingeladen am Tisch sitzt, ist etwas beunruhigt. Auf keinen Fall möchte er, daß den jungen Leuten irgendeine Unannehmlichkeit entsteht. Er überlegt, wie er ihnen helfen kann. Gerade will er sich erheben und zum alten Krause gehen, um die Schuld auf sich zu nehmen, da öffnet sich die Tür. Vater Krause tritt ein.



Vor Freude schlägt sie die Hände über dem Kopf zusammen — Zeichnungen: Stibba

„Da habt ihr aber Glück gehabt", lacht er die drei an. „Wenn ich auf dem neuen Liegebett nicht gut geschlafen hätte, wäre es euch schlecht ergangen. Aber so schlecht schlief es sich gar nicht. Es war sehr bequem. Wenn ich ehrlich bin, dann muß ich zugeben, daß mir das neue Zimmer sogar besser gefällt."

„Was für ein neues Zimmer?" fragen jetzt die beiden Jungen. Der alte Krause lacht: „Ihr wollt mich wohl auf den Arm nehmen? Nee, das gelingt euch nicht. Na, jedenfalls danke ich euch herzlichst für die neuen Möbel. Aber zwei Sachen muß ich euch noch fragen. Erstens, warum habt ihr euch solche großen Ausgaben gemacht? Ihr habt's doch selber verdammt nötig. Und zweitens, wo sind denn meine alten Möbel?"

Da begreifen die anderen erst, daß der alte Krause sein eigenes Zimmer nicht wiedererkannt hat. Mit vieler Mühe gelingt es ihnen, den alten Herrn von seinem Irrtum zu überzeugen. Langsam und bedächtig betrachtet der sich dann die einzelnen Stücke und begreift schließlich alles. Wenn er sich auch darüber freut, ein neues, schönes und helles Zimmer zu haben, so ist er doch ein wenig enttäuscht, daß sein Sohn gegen seinen Vaterwillen verstoßen hat.

Aber auch hier greift Till ein. „Sie haben Ihrem Sohn verboten", so sagt er, „die geschenkten Möbel beim Tischler ändern zu lassen. Dagegen hat er sich auch nie verstoßen. Erstens sind es ja Ihre und nicht die von Ihnen geschenkten Möbel, und zweitens haben keine Tischler, sondern nur Ihr Schwiegersohn und ich die Arbeiten gemacht." „Freches Volk", knurrt der alte Krause nur vor sich hin. Aber es klingt nicht unfreundlich.

Als Till nach Wochen wieder einmal die Familie Krause besucht, sind die Möbel in allen Zimmern geändert. Der Sohn erzählt ihm, daß Vater Krause selbst sich ans Werk gemacht hätte.

Da lacht Till nur und sagt: „Manch einem muß man mit Gewalt zum Guten zwingen. Wenn man Glück hat, sieht er es ein."

So meint der Till.

Es geht um Kaffee

An einer Haustür inmitten des Häuserblockes I der Stadtrandsiedlung stehen mehrere Frauen und reden, reden, reden. Sie tun das, was der vernünftige Mensch mit „Meckern und Nörgeln" bezeichnet. Sie ratschen und tratschen, was die Zunge gibt. Worüber? Weshalb?

„Haben Sie schon gehört", flüstert die eine und hält dabei verstohlen die Hand vor ihren Lästermund, „haben Sie schon gehört: Jetzt soll es überhaupt keinen Kaffee mehr geben. Der Kaufmann an der Ecke hat mir heute nur ein Viertelpfund für diese Woche verkauft. Ist das nicht die Höhe?"

Die anderen stecken die Köpfe zusammen. Freilich, freilich. Da hat die Frau Miesemann schon recht. Wo soll das hinkommen? Sie alle sind darüber empört. Die Frau Besserstand, deren Mann irgendwo bei einer Behörde sein soll, glaubt sich sogar zur Behauptung hinreißen lassen zu dürfen, daß zu Kaisers Zeiten alles viel billiger und schöner war. „Aber das darf man ja heute nicht sagen", schließt sie ihre Behauptung. Da hat sie auch recht, denn ihr Mann würde ihr höchstwahrscheinlich deutlich zu verstehen geben, daß gerade sie als Frau eines vom Staat besoldeten Beamten keinen Grund zu Meckereien hätte. Aber er hört es ja nicht. Das ist ein Glück für ihn und auch für sie.

Jedenfalls ist gerade Frau Besserstand äußerst empört über den Kaffeemangel. „Man muß etwas dagegen unternehmen", sagt sie. Zur rechten Zeit fällt ihr noch ein, daß sie als Beamtenfrau so etwas nicht machen dürfte, und so fügt sie vorsichtshalber hinzu: „Ich glaube übrigens, daß daran nur der Kaufmann an der Ecke schuld ist. Der hat genug, doch den braucht er für sich und seine Familie."

„Wissen Sie das genau?" fragt eine der Frauen. Die Besserstand verneint. „Er sieht jedenfalls so aus", behauptet sie, „im übrigen ist er ja auch aus ganz kleinem Herkommen. Solche Leute versuchen gern uns Bessergestellte und Geistighöherstehende zu drücken. Nur so kann man sich das alles erklären."

Die andern geben ihr recht. Erstens wollen auch sie zu den Kreisen der Frau Besserstand gehören, und zweitens ist es so wunderschön, über einen anderen Menschen herzuziehen, noch dazu, wenn der nicht dabei ist und sich nicht wehren kann. Dann beschließen die Frauen gegen den Kaufmann einen Kaufstreik einzuleiten. Keine von ihnen will in Zukunft dort kaufen. Das macht ihnen zwar allen mehr Mühe, da sie nun bis in die Stadt fahren müssen, um einzukaufen.

Dem Kaufmann kommt das natürlich zu Ohren. Er will und kann zwar niemand zwingen, bei ihm zu kaufen, aber er darf sich auch gegen Verleumdungen und Ungerechtigkeiten wehren. Ehe er jedoch zu harten, ihm zustehenden Mitteln greift, klagt er seinem Hauswart, und das ist Till, bitter sein Leid.

Der weiß auch sofort einen Rat. „Abwarten", tröstet er den Kaufmann, „wir werden den Kaffeetanten schon zeigen, wie wenig wichtig der Kaffee ist. Sie sollen einmal begreifen lernen, daß sich jeder der Notlage unseres Volkes anpassen muß, wenn der Staat es verlangt. Wir werden ihnen einmal klarmachen, daß gerade sie als die sogenannten Höherstehenden mit bestem Beispiel vorangehen sollten, wenn es einmal heißt, auf Dinge zu verzichten, die für unser Geld aus dem Auslande bezogen werden müssen, und ohne die jeder leicht auskommen kann, wenn er nur will."

Der Kaufmann nickt Till dankbar zu. Recht hat der schon, aber wie will er das schaffen? Doch das verrät Till nicht. „Sie werden es erleben", sagt er nur und verschwindet dann in seiner Wohnung. Zweifelnd geht der Kaufmann in seinen Laden zurück.

Am anderen Morgen herrscht im Häuserblock große Aufregung. Aus allen Fenstern lehnen die Frauen und rufen sich gegenseitig zu. „Haben Sie auch kein Wasser?" und „Ist bei Ihnen auch der Gasstrom gesperrt?" Die Antwort lautet überall bejahend.

Scheltend bewegt sich dann ein Zug erregter Frauen zum Hauswart. Till steht lächelnd vor der Tür und sieht den erbosten Kaffeetanten entgegen. Die werden ob seines Lächelns unsicher. Zuerst hatten sie sich vorgenommen, wüst zu schimpfen. Aber das tun sie dann doch nicht. Ganz im Gegenteil. Frau Besserstand fragt sogar höflichst im Namen aller, wie es käme, daß Wasser- und Gasleitung versagten.

„Hm", meint Till, „darüber darf ich jetzt noch nicht reden. Sie müssen sich eben heute bis zum Nachmittag gedulden. Am Nachmittag findet auf dem großen Rasenplatz eine Mieterversammlung statt, da werde ich Bericht ablegen. Vorher darf ich nichts sagen. Nach der Versammlung gibt es dann wieder Gas und Wasser."

Verschüchtert und ziemlich niedergeschlagen ziehen sich die Frauen zurück. Was sollen sie nur jetzt anfangen? Sie können nichts kochen, nichts waschen. „Ja, nicht einmal eine Tasse Kaffee kann man sich bereiten", klagt Frau Besserstand. Aber die anderen sind nicht in der Stimmung, zu meckern. Sie machen sich große Sorgen. Was mag bloß los sein?

Mit bangem Herzen gehen sie dann nachmittags zum großen Rasenplatz. Dort hält ihnen Till dann eine sogenannte Gardinenpredigt. Er sagt ihnen klar und deutlich die Meinung und scheut nicht davor zurück, sie dumm und unverantwortlich zu schelten.

„Sie dünken sich so klug", ruft er den Frauen zu, „so erhaben über andere und vergessen dabei das Wichtigste. Sie vergessen, daß niemand in unserem Volke mehr ist als der andere.

Wir sitzen alle im gleichen Kahn und müssen zusammen anpacken, wenn wir nicht untergehen wollen.

Unser Volk kämpft für seine politische und wirtschaftliche Freiheit. Es spannt alle Kräfte an, um sich vom Ausland unabhängig zu machen und allen Volksgenossen Sicherheit und Ernährungsfreiheit zu schaffen. Unser Volk soll sicher sein vor allen Gefahren und Nöten, in die es einmal unverschuldet hineingelangen kann.

Gerade aber Sie als die Frauen von Männern, die überall in Büros und Behörden, in Dienststellen und kaufmännischen Unternehmungen ihre Pflicht voll und selbstverständlich erfüllen, gerade Sie sollten begreifen und verstehen, welchen harten Kampf unser Volk bestehen muß.

Jeder einzelne von uns hat die Pflicht, seinen Teil in diesem Kampfe zu tragen.

Sie aber meckern! Sie reden klug und geschwollen und wissen alles besser! Sie glauben über die Maßnahmen des Staates heimlich tratschen zu dürfen, desselben Staates, der Ihnen und Ihrer Familie Brot und Arbeit schafft. Sie sind empört, wenn Ihnen nur eine bestimmte Menge Kaffee verkauft wird.

Ja, glauben Sie denn im Ernst, daß Sie ohne die schwarzen Kaffeebohnen verhungern müßten?

Ist denn dieses körperschädliche Coffein so wichtig, daß Ihre ganze Seligkeit davon abhängt?

Es gibt wahrlich Dinge, die viel wichtiger sind. Einen Beweis haben Sie heute dafür erhalten. Was konnten Sie ohne Wasser und Gas anfangen? Nichts! Was brauchten Sie nötiger? Die Antwort geben Sie sich wohl selbst.

Sehen Sie bitte meine Tat als eine Belehrung an, die Sie nur zum Nachdenken zwingen soll.

Es gibt tausend Dinge, die wesentlich wichtiger sind als die Waren, die früher vom Ausland bezogen wurden und dabei auf unser Volk Schulden über Schulden häuften.

Wenn der Staat heute das Geld im Lande läßt und weit geringere Summen für Auslandswaren verausgabt, dann tut er das nicht gegen seine Volksgenossen, sondern für sie.

Das Geld bleibt im Lande und hilft hier arbeiten, gibt hier allen Brot und erfüllt damit seine einzig wahre Aufgabe."

Till hat sich richtig in Eifer geredet. Die Frauen um ihn herum sind meist sehr nachdenklich geworden und nicken bei seinen Worten mehr als einmal. Zum Schluß aber mahnt Till:

„Für uns alle gibt es nur einen einzigen Weg, und das ist der Weg des Staates. Wir leben in ihm, wir sterben für ihn, und unsere Kinder werden weiterleben in diesem Staate. All unser Denken und Streben muß darum diesem Staate gelten. Wenn er von uns Opfer fordert, so wollen wir sie ihm gern und freiwillig bringen.

Was bedeutet es schon, wenn wir den Kaffeeverbrauch einschränken? Das ist doch nur eine ganz kleine Tat, deren wir uns nicht zu rühmen brauchen. Warum trinken wir nicht Tee dafür? Es gibt wahrlich genug Getränke, die höheren, weit höheren Nährwert als Kaffee haben.

Das wollte ich Ihnen nur sagen. Wenn Sie jetzt heimkommen, dann läuft Ihr Wasserhahn wieder und Gas gibt es auch. Denn was Sie unbedingt brauchen, das sollen Sie haben. Sonst aber gehen Sie in Zukunft mit bestem Beispiel voran, wenn es heißt, auf überflüssige Dinge zu verzichten. Ohne Kaffee kann jeder satt werden, ohne warmes Essen oder Brot nicht. Für Arbeit und Brot aber sorgt der Kampf unseres Volkes, das wieder zu sich selbst zurückgefunden hat. Wollen Sie da mit kleinlichen Meckereien abseits stehen?"

Till weiß, daß seine Worte nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sind, wenn auch keine der Frauen etwas sagt. Zufrieden geht er in seine Wohnung. Die Frauen des Häuserblockes I der Stadtrandsiedlung eilen ebenfalls heim. Sie müssen schnell das Essen für ihre Männer richten, denn deren Dienst ist jetzt bald aus.

Der Kaufmann an der Ecke kann heute über schlechten Zuspruch nicht mehr klagen, nur weniger Kaffee wird verlangt.

Till aber schreibt in sein Tagebuch: „Manchem Menschen muß man erst gehörig die Meinung sagen, ehe er sein Unrecht einsieht. Wer es nicht kann, der ist für die Gemeinschaft verloren. Wer nicht auf kleine Dinge verzichten kann, wenn es um Großes geht, der schließt sich von selbst aus der Gemeinschaft seines Volkes aus."

So schreibt der Till.

Frau Klugschiet lernt sehen

Till hat schon recht, wenn er sagt, daß man manche Menschen erst durch eine scharfe Rüge zur Vernunft bringt. In einer vornehmen Stadtgegend hat Till ein Erlebnis, das er sofort mit einem Streich sühnt.

An einem Tage, der der allgemeinen Wohlfahrt gewidmet ist und an dem viele freiwillige Helfer mit Sammelbüchsen treppauf — treppab rennen, ist auch Till unterwegs.

Er lernt dabei allerlei Menschen kennen. Die meisten sind verständig und nett. Sie geben freudig ihr Scherflein und helfen so mit. Manch einer wünscht den Sammlern recht guten Erfolg und freut sich, wenn er hört, daß die Büchse schon fast voll ist. Aber es gibt leider auch andere. Die haben genug Geld und könnten sehr viel geben. Sie denken aber gar nicht daran. Sie fühlen sich dazu vielmehr zu vornehm und empfinden jeden Sammler als einen lästigen Bettler. Ihre Antworten und ihr Verhalten gegenüber den freiwilligen Sammlern ist oft eine einzige Frechheit und Unverschämtheit.

Sonderbarerweise sind meist die Frauen darin besonders häßlich und lassen sich oft grobe Unhöflichkeiten zuschulden kommen. Bei einer solchen Frau klingelt Till. Klugschiet steht auf dem Namensschild. Die Tür öffnet sich. „Eine Spende für das große Hilfswerk?" fragt er höflich. Die Antwort ist sehr unhöflich. „Mir hilft auch niemand", lautet sie. Dann knallt Frau Klugschiet die Tür zu. Regelrecht vor der Nase des verblüfften Till. „Muß das sein?" sagt Till laut, lacht dann aber vor sich hin. Auf eine solche Unverschämtheit muß eine gebührende Antwort erteilt werden. Das nimmt sich Till fest vor.

Er erzählt natürlich den anderen Sammlern von seinem Erlebnis und erfährt so, daß Frau Klugschiet immer diese Art an sich hätte und bisher jeden so behandelt hat. „Der muß einmal richtig die Meinung gegeigt werden", sagt einer der Sammler. „Wird gemacht", sagt Till, „ich weiß auch schon, wie wir das anstellen werden. Hört einmal her." Dann entrollt er vor den anderen seinen Plan. Die freuen sich und lachen. „Da wird die gute Frau Klugschiet bald einsehen müssen, daß sich tatsächlich niemand mehr um sie kümmert und ihr hilft."

Schon am nächsten Tag erlebt die Frau ihr blaues Wunder. Als sie morgens beim Hauswart klopft und ihn bittet, ihr die Teppiche zu klopfen, zuckt der nur die Achseln und meint: „Mir hilft auch keiner!" Dann knallt er ihr die Tür vor der Nase zu. Erbittert und scheltend geht die Klugschieten zurück und nimmt sich vor, dem Hauswirt einen groben Brief zu schreiben und die Entlassung dieses unhöflichen Hauswartes zu verlangen. Als sie jedoch einen Buchhändler bittet, ihr Briefpapier und Umschläge ins Haus zu schicken, lehnt der dies ab. „Ich kann schließlich nicht jedem einen Gefallen tun", murrt er unhöflich und beschäftigt sich dann weiter an seinen Regalen. Ärgerlich geht die Frau heim.

Zu allem Unglück ist jetzt auch noch in ihrer Wohnung ein Rohr geplatzt. Der Klempner muß schnellstens kommen. Frau Klugschiet klingelt also bei der Nachbarin und bittet sie: „Lassen Sie doch durch Ihre Tochter schnell den Klempner holen. Bei mir ist das Wasserrohr entzwei." Doch die antwortet unhöflich, wie alle anderen: „Mir hilft auch niemand!" und schließt dann die Tür. So geht es tagelang.

Als Till eine Woche später wieder mit der Sammelbüchse bei Frau Klugschiet vorspricht, da schlägt sie ihm nicht mehr die Tür vor der Nase zu. Sie gibt diesmal ein größeres Geldstück und sagt: „Ich habe eingesehen, daß ich unrecht hatte. Ich darf mich nicht ausschließen. Ich will in Zukunft gern mithelfen, genau so, wie mir die andern helfen. Erst jetzt habe ich gemerkt, daß niemand ohne den andern leben kann."

„Dann ist es gut", freut sich der Till, „mehr wollten wir nicht."



Speisezettel im Juli

Heute wollen wir einmal ein paar Salate anrichten. Sie sind gesund und bekömmlich. Ihr braucht keine Sorge zu haben, ihre Fertigstellung ist halb so schwer, als ihr vielleicht im ersten Augenblick glaubt. Versucht es nur einmal. Es wird schon glücken, und alle, die ihn essen, werden begeistert sagen: „Hm, der schmeckt aber fein!"

Also beginnen wir:

Obstsalat, gemischt

Zutaten: Eine Handvoll süße Kirschen, 2 Eßlöffel Himbeeren, 2 Eßlöffel Heidelbeeren, dazu 2 Eßlöffel Zucker.

Zubereitung: Zuerst wascht ihr das Obst kurz, aber gründlich. Dann entkernt ihr die Kirschen und zerkleinert sie. Zum Schluß mischt ihr das Obst und setzt den Zucker hinzu. Das Ganze wird dann ordentlich umgerührt.

Rettich-Salat

Zutaten: Ein Rettich, etwas saure Gurke, Weinessig, einen Eßlöffel Öl und eine Prise Salz. In manchen Gegenden kommt dann noch ein Teelöffel gewiegter Salbei und Dill sowie etwas Zwiebel hinzu.

Zubereitung: Als erstes wascht ihr den Rettich, den ihr danach grob raffelt. Dann zerkleinert ihr die Gurke (und die Zwiebel) und vermischt sie mit den übrigen Zutaten.

Tomatensalat

Zutaten: ½ kg Tomaten, 2 Eßlöffel Öl, 1 Eßlöffel Zitronensaft, ein wenig gehackte Zwiebel und eine Prise Pfeffer und Salz.

Zubereitung: Ihr müßt die Tomaten abbrühen. Das tut ihr am besten, indem ihr sie mit kochendem Wasser übergießt. Danach zieht ihr die Haut von den Tomaten ab. Die Tomaten werden dann in Scheiben geschnitten. Jetzt mischt ihr sie mit der Soße aus Öl, Zitronensaft, Salz und Pfeffer. Manch einer fügt dann noch eine Messerspitze Zucker und Maggi hinzu, doch das ist aber nicht jedermanns Geschmack.

Kartoffelsalat

Zutaten: ½ kg Kartoffeln, 3 Eßlöffel Speiseöl, 2 Eßlöffel Zitronensaft oder Weinessig, etwas gehackte Zwiebeln, 1 Teelöffel gehackte, grüne Petersilie, eine Prise Pfeffer und Salz. Man kann auch etwas Maggi hinzufügen.

Zubereitung: Ihr kocht hierfür die Kartoffeln in der Schale. Sie werden dann so heiß als möglich geschält und in Scheiben geschnitten. Dann übergießt ihr sie noch warm mit der Soße, die ihr schon während des Kochens aus den oben angegebenen Zutaten bereitet habt. Jetzt deckt ihr die Schüssel möglichst fest zu und laßt die Kartoffeln einige Stunden durchziehen. Natürlich dürft ihr nicht vergessen, den Salat von Zeit zu Zeit umzurühren.

Selleriesalat

Zutaten: ½ kg Sellerie, 2 Eßlöffel Öl, 1 Teelöffel Zitronensaft (Maggi), ein wenig Zucker, ganz wenig gehackte Zwiebeln und 1 Teelöffel gehackte Petersilie.

Zubereitung: Die Sellerieknollen werden gewaschen und mit einer Bürste gesäubert. Dann gebt ihr die Sellerie in reichlich kochendes, gesalzenes Wasser. Durch Hineinstechen mit einer Gabel stellt ihr fest, wann sie gar sind. Wenn es soweit ist, nehmt ihr sie heraus und laßt sie abkühlen. Danach schält ihr sie fein ab und zerlegt sie in Scheiben. Es empfiehlt sich, nicht allzu dicke Scheiben zu schneiden.

Inzwischen habt ihr auch die Soße zubereitet und gießt sie nun über die noch warmen Selleriescheiben. Diese müssen nun genau wie beim Kartoffelsalat einige Stunden ziehen. Von Zeit zu Zeit rührt ihr sie um, damit auch die obenliegenden Scheiben durchziehen können.

Heringssalat

Zutaten: 2 Heringe, 1 saure Gurke, 2 Eßlöffel Öl, etwas gehackte Zwiebel, eine Prise Pfeffer und Salz (Maggi), dazu ¼ kg Äpfel, 200 g gekochte Kartoffeln, eine Messerspitze Senf, eine Prise gestoßenen Ingwer und Zitronensaft oder Kräuteressig.

Zubereitung: Die Heringe müssen einige Stunden wässern. Ihr dürft auf keinen Fall vergessen, daß das Wasser des öfteren gewechselt werden muß. Danach werden die Heringe gereinigt und Kopf und Gräten entfernt. Dann wascht ihr sie noch einmal. Nun schneidet ihr das Fleisch in kleine Würfel. Darüber gießt ihr dann 2 Eßlöffel gemischten Essig. (Mit warmem Wasser gemischt.) Inzwischen müßt ihr natürlich die Kartoffeln geschält haben. Diese werden sofort nach dem Kochen so heiß wie nur irgend möglich geschält. Die Äpfel und Gurken werden ebenfalls in kleine Würfel zerschnitten.

Dann untermischt ihr das Ganze mit der inzwischen fertiggestellten Soße aus Öl, Essig, Maggi, Senf usw.

Auch der Heringssalat muß mehrere Stunden ziehen, ebenso wie er des öfteren umgerührt werden muß.

Einen guten Rat will ich dann noch geben. Nehmt ihn mir nicht übel, er soll nicht etwa böse gemeint sein. Das ist nämlich: Vergeßt nicht, euch nach dem Zurichten des Heringssalates ordentlich, besonders ordentlich, die Hände zu waschen. Sonst schmeckt alles, was ihr im Laufe des Tages eßt, nach Hering. Na, und schön ist das dann bestimmt nicht.

Gemüsesalat

Zutaten: Karotten, grüne Bohnen, ein Stück Sellerie, ein paar junge Schoten, eine Petersilienwurzel und einige Blumenkohlröschen.

Zubereitung: Das Gemüse wird geputzt und sauber gewaschen. Dann dämpft ihr es etwa 20 Minuten auf einem Dämpfsieb und schüttet es in eine Schüssel, wo es abkühlen muß. Dazu mischt ihr noch eine grobgeraffelte saure Gurke. Das Ganze wird mit Petersilie, etwas Salbei, ferner mit feingeschnittener Zwiebel und Dill gewürzt, dann mit Weinessig und Salz abgeschmeckt.

Verschiedene Salate

Gemischter Salat

Ein Kopf grüner Salat wird verlesen und dann gewaschen, dann vermischt ihr ihn mit kleingeschnittener saurer Gurke, etwas grüner Gurke, frischen Tomaten und Zwiebeln. Dazu kommt noch etwas Salz, Weinessig, ein paar frische Kräuter und eine kleine Menge Sahne.

Grüner Salat mit Apfel

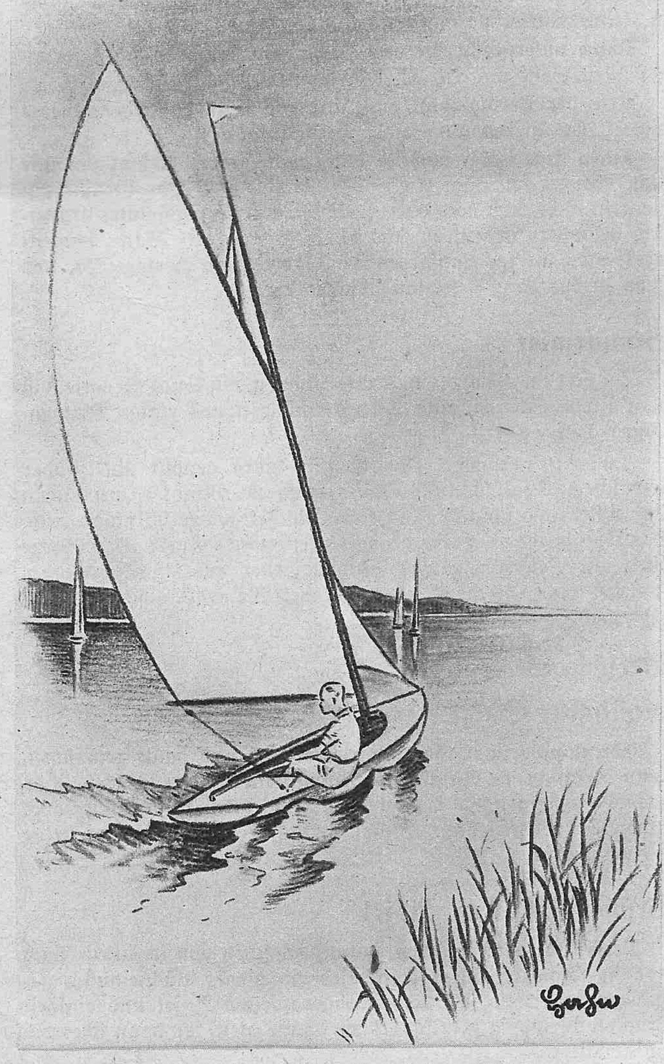
Der Salat wird verlesen, dann gewaschen und in einem Tuch trockengeschwenkt. Inzwischen wird ein wenig Büchsenmilch geschlagen und diese mit dem grobgeraspelten Apfel und einigen Tropfen Weinessig gemischt. Diese Masse gießt ihr dann über die Salatblätter.

Und nun: Guten Appetit!



Rösselsprung

		ne	te		
	Wer	Wir	Nur	eig	
zer	Kraft	neu	End's	schafft	die
e	ten	uns	re	uns	durch
kann	reis	ten	ten	Ar	uns'
letz	ret	beit	sen	Ket	die



Was hat der Zeichner hier falsch gemacht?

Geheimschrift-Rätsel

17, 14, 8, — 9, 10, 7, — 1, 4, 2, 3, 7, —
10, 1, 18, — 6, 7, 8, 15, 12, 8, 7, 17, —
9, 10, 7, — 11, 4, 17, — 4, 14, 5, 13, 10, 16, 18

Die Zahlen durch Buchstaben ersetzt ergeben einen Spruch von Lessing.

Schlüssel:
1) 1, 2, 3, 4, 5 = Haustier
2) 6, 7, 8, 9, 10 = italienische Opernkomponist
3) 11, 12, 13, 14, 15 = Beherrscher eines morgenl. Reichs
4) 16, 4, 17, 4, 18 = Verwaltungsbezirk Südslawiens.

Ergänzungsrätsel

Taschen . . . b, M . . . urg, Gl . . . flug,
Gel . . . . heit, Arbeits . . . nst, ... enschaft,
Kinder . . . ge, Hin . . . burg, Fußball . . . . schaft.

An die Stelle der Punkte sind Buchstaben zu setzen, so daß sinnvolle Wörter entstehen. Die gefundenen Buchstaben ergeben, nacheinander gelesen, einen Ausspruch unseres Führers.

Verwandlungsrätsel

Mehl — Nagel — Norden — Klee —
Regen — Not — Linse — Nische

Vertausche die Buchstaben so, daß aus jedem Wort ein neues Wort entsteht. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben von oben nach unten gelesen ein Wort, das sich selbst wieder verwandeln läßt.

Tiere oder Pflanzen?

Bachmuschel — Reststaren — Tonnensau

Nein, es sind keine Tiere, sondern Pflanzen. Durch Umstellen der Buchstaben könnt ihr aus den drei Fabeltieren drei Blumen machen: 1. seltene, nach einem Brettspiel benannte Blume, 2. Gartenblume, 3. fleischfressende Blume.

Allerlei Rätselfragen

Es läuft Tag und Nacht und liegt immer im Bett?

*

Wann hat der Mensch soviel Augen als Tage im Jahr?

*

Wer spricht alle Sprachen, ohne eine einzige gelernt zu haben?

*

Was geht durch die Fensterscheiben und zerbricht sie nicht?

*

Welcher Handwerker ist der bedächtigste?

*

Welcher Hals kann weinen und strampeln mit den Beinen?

*

Wer sagt mit einem einzigen Laut,
was aus zerriss'nem Stiefel schaut?

*

In welchem einen Laute steckt,
was Kranken und Gesunden schmeckt?

*

In welchen Landen sind keine Menschen vorhanden?

*

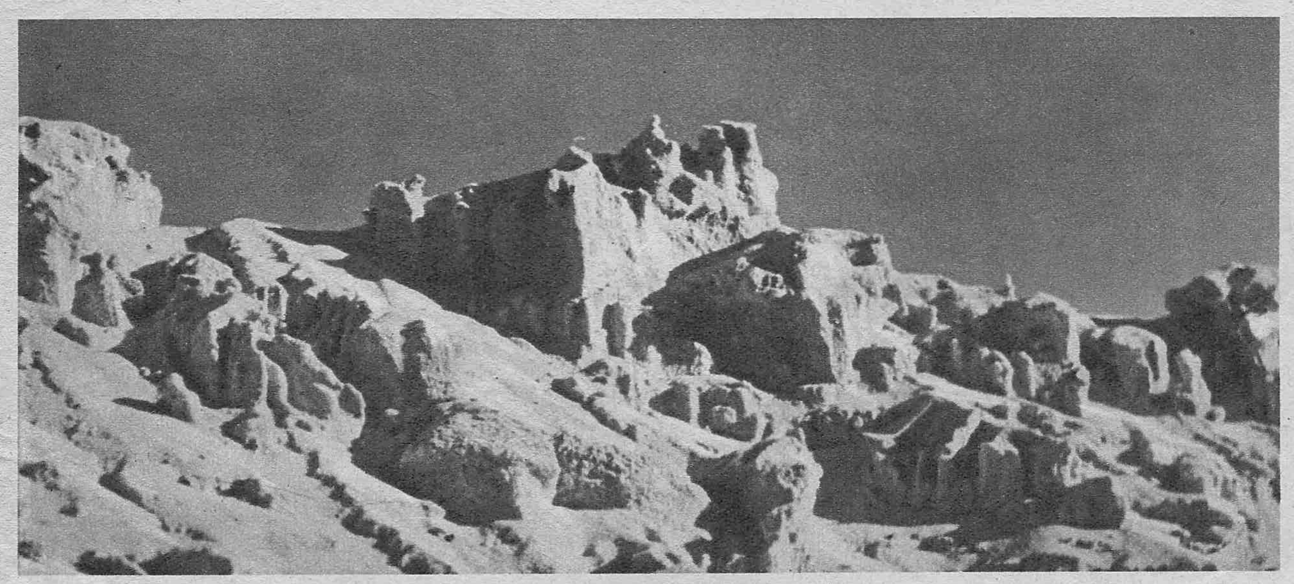
Welch ein Altar, von Meeresflut benetzt,
ist mit Kanonen um und um besetzt?

*

Wie heißt der Stab, der weder stützt noch trägt
und doch den Grund zu allem Schrifttum legt?

*

Ein Doktor und ein Ei, wie gibt das ihrer drei?



Eine Mondlandschaft? Aufn.: Dr. Gewande

Gestern kam Egon von seiner Ferienfahrt zurück. Natürlich waren wir sehr neugierig, wo er nun gewesen sei. Lachend zeigte er uns das Bild oben und sagte: „Könnt ihr raten?“ Nun, das war nicht so einfach. Was wir auch ausknobelten, Egon schüttelte immer den Kopf. Jetzt sollt ihr es einmal versuchen. Ihr kennt es sicher alle.

Was ist das?

Ein Stiel und drauf ein Dächelchen,
darunter viele Fächelchen,
so wurde mir ein kurzes Leben
in Wald und Wiesengrund gegeben.
Ich beiß dich nicht, ich reiß dich nicht,
doch, lieber Junge, pflück mich nicht!
Geh' erst zu deinen Eltern hin
und frag', ob ich nicht giftig bin.

*

Bin ich eine Blume wie Purpur so rot,
Dann bin ich giftig und bringe den Tod.
Bin ich von Silber, von Stahl oder Bein,
so kann ich nimmer gefährlich sein.
Dann dien ich zur Arbeit, und gegen den Stich
der kleinsten aller Spieße beschütze ich dich.

*

Zweimal hat mich jedermann,
bin verwandt mit Ficht' und Tann'.

*

Auf dem Gitter mit fünf Stäben
Schwarze, kleine Kerlchen kleben,
Haben nichts als Kopf und Hals
Und ein Fähnchen allenfalls.
Mal kopfüber, mal kopfunter
Geht's hinauf und bald hinunter. —
Dem Musiker erzählen sie
Zu jedem Lied die Melodie.

*

Schrecklich, dieser Schneider!
Schlug ein „N“ in einen Kopf,
nähte dann den armen Tropf
an Mäntel und an Kleider.

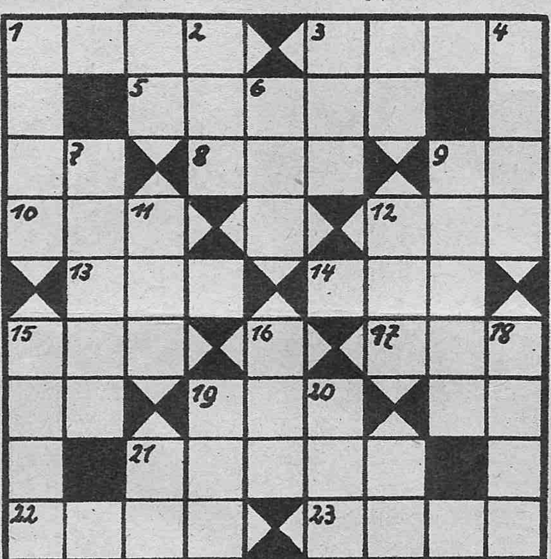
Ein Riese

Er steht in des Dorfes Mitte
und ist von hoher Gestalt.
Weit schaut er über die Dächer
bis zu dem grünen Wald.

Sein Hut, der ist von Schiefer,
von Glas sein Augenpaar,
und statt der Nase hat er
ein Blatt von Ziffern gar.

Meist ist er derb und eckig,
nur selten ist er rund.
Doch immer wirkt er wuchtig —
wer tut seinen Namen kund?

Wir machen ein Kreuzworträtsel



Waagerecht: Arm, Fass, Gin, Harem, Köhl, Meran, Ohr, Para, Rom, See, Süd, Tank, Tee, Uri.

Senkrecht: Aas, Art, Don, Epik, Fee, Geck, Oel, Pass, Priem, Rat, Reh, Salm, Uhr, Zürich (ch = 1 Buchstabe).

Die obigen Wörter sind so in die Figur einzutragen, daß ein Kreuzworträtsel entsteht.

Rätselauflösungen aus dem Heft 9

Das Postpaket: Im Februar des Jahres 1916. Von den fünf Tagen Beförderungsdauer entfällt ein Tag auf den Monat der Zustellung, vier Tage entfallen auf den Monat der Aufgabe. Dieser kann daher nur 29 Tage zählen, was lediglich auf den Februar eines Schaltjahres zutrifft. Von den vier Kriegsjahren war das Jahr 1916 ein Schaltjahr.

Aus der Geschichte: 1. Benedetti, 2. Italien, 3. Sedan, 4. Moltke, 5. Alexander II., 6. Roon, 7. Cavour, 8. Königgrätz = Bismarck.

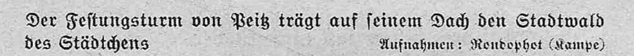
Aus der Gegenwart: Die Achse Berlin—Rom.

Zwei Verwandlungsrätsel: Jurist, Ziegel, Binder, Geburt, Berghang = Jugendburg. Hirschkäfer — Ameisenlöwe.

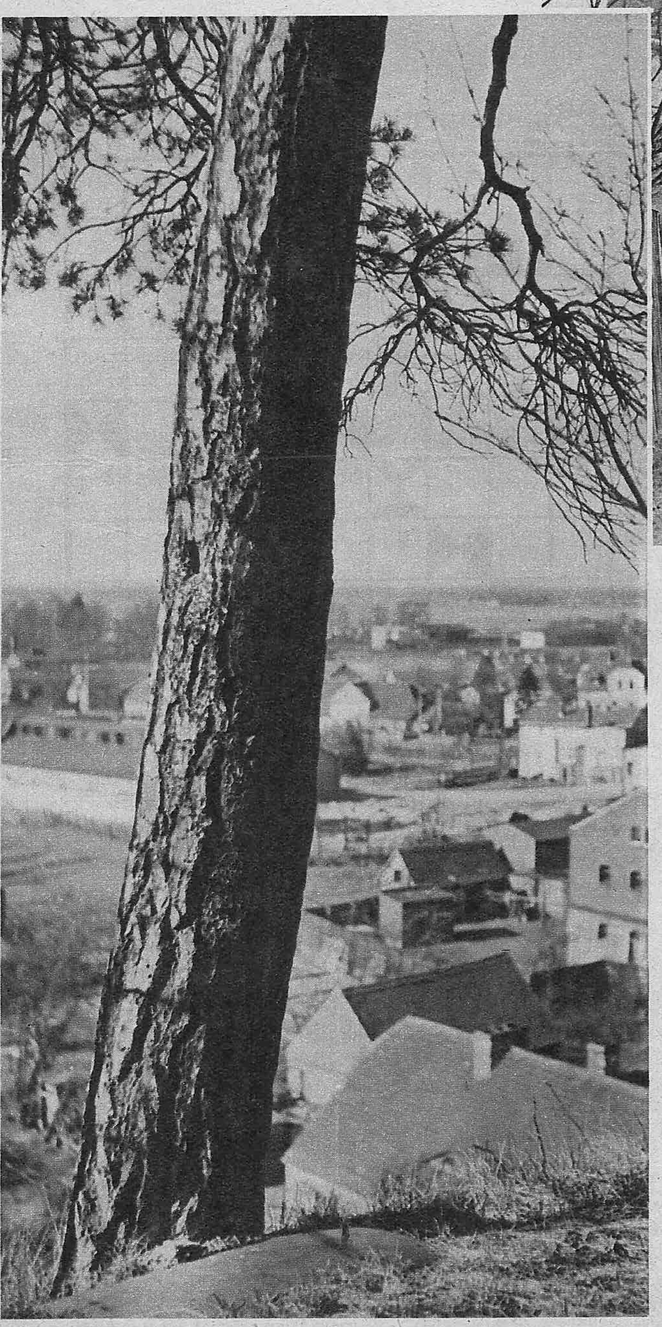
Erdkundliches Kammrätsel: 1. Saale, 2. Ural, 3. Donau, 4. Eger, 5. Trave, 6. Elbe, 7. Neckar, 8. Lahn, 9. Aller, 10. Naab, 11. Dahme = Sudetenland.

Herausgeber: NS.-Lehrerbund, Bayreuth. Hauptschriftleiter: Henrich Hansen, Stellvertretender Hauptschriftleiter: Heinz Görz, beide Berlin. Druck und Verlag: H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23. — Alle Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!“, ebenda. — Nachdruck verboten. — Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto. — Die drei Schülerzeitschriften des NSLB.: Für die Älteren „Hilf mit!“, für die Jüngeren „Deutsche Jugendburg“, für die Jüngsten „Bilderzeitschrift Deutsche Jugendburg, Ausgabe A“

Die Stadtforst von Peitz



Der Festungsturm von Peitz trägt auf seinem Dach den Stadtwald des Städtchens
Aufnahmen: Rondophot (Kampe)



Vom Festungsturm überschaut man das Lausitzer Ländchen

Um den Festungsturm der Stadt Peitz in der Niederlausitz rankt sich eine fröhliche Geschichte. Sie hängt mit der einsamen Kiefer zusammen, die hoch auf dem wuchtigen Turm in den Himmel emporwächst. Diese Kiefer trägt den stolzen Namen: Die Peitzer Stadtforst. Und das kam so:

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte eine stille Liebe zu den alten Bauten, die in seinem märkischen Lande in kleinen Städten oder einsamen Dörfern standen. Was er tun konnte, tat er für ihre Erhaltung. Nun wollte er eines Tages seine untertänige Stadt Peitz besuchen. Alles war bereit für den Empfang. Bürgermeister und Rat warteten im schwarzen Bratenrock, Fahnen und Girlanden hingen in den Straßen. Der König verspätete sich, und der ehrsame Rat des Städtchens vertrieb sich die Zeit bei Bier und Branntwein. Kurzum, als Seine Majestät endlich eintraf, war die Rede des Bürgermeisters stockend und etwas verwirrt. Der König winkte schnell ab und gewährte dem Stadtvater nach königlicher Sitte einen Wunsch. Der Bürgermeister sann, und dann platzte er schließlich mit der Bitte um den Festungsturm heraus. König Friedrich Wilhelm IV. gewährte diese Bitte lächelnd.

Die Bürgerschaft und der Rat von Peitz waren entsetzt über diesen Wunsch ihres Stadtvaters. Sie hätten lieber einen der Karpfenteiche oder gar die Stadtforst besessen. So mußte sich der Bürgermeister wohl oder übel auf sein Pferd werfen und dem königlichen Zuge nachjagen. Als er endlich schwitzend, verstaubt und aufgeregt neben dem Wagen des Königs hielt und seine Bitte gestottert hatte, rief Friedrich Wilhelm unwillig, daß sie Narren seien und den Turm nun auch behalten müßten. Der Stadtforst wachse ja sowieso darauf. Betrübt begriffen die Peitzer, daß der König recht hatte. So bekam die Kiefer den Namen „Die Peitzer Stadtforst“ und hat ihn auch behalten.